

# Frankfurter Allgemeine Magazin

MÄNNER SPEZIAL  
OKTOBER 2022

## Hören, was ist

Nerds bauen Tastaturen  
Die Savile Row zieht wieder an  
Zwei Kinder sehen Las Vegas  
Viola Davis ist als Frau ein General  
Street-Styles machen was her  
Männer schwänzen die Elternzeit





DIOR

Türkiye  
goturkiye.com



Kaçtımhağa Terbiyecisi  
Kâğıtçı Mustafa Paşa Çelebi'nin 17. yüzyıldaki eseridir. Bu eser, Osmanlı döneminde yaşamış bir terbiyeci olan Kaçtımhağa'nın öğrencilerini eğittiği bir sınıfta göstermektedir. Resimdeki terbiyeci, öğrencilerine ders verirken onların dikkatini çekmek için yavaş yavaş ilerleyen bir kertenkele kullanmaktadır. Bu tür resimler, Osmanlı döneminde eğitim ve öğretimle ilgili konuları ele alan önemli eserlerdir.

ART IN  
ISTANBUL  
IS THE  
NEW COOL

PROUD TO BE  
THE  
ORIGINAL



PanoMaticCalendar

*Glashütte*  
ORIGINAL

glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Glashütte Original Boutique** • QF, Quartier an der Frauenkirche  
Töpferstraße 4 • 01067 Dresden • Tel. +49 (0)351 82 12 59 70

Beijing • Dresden • Chengdu • Hong Kong • Macau • Seoul • Shanghai • Shenyang • Tokyo • Vienna • Xi'an

# Editorial



Geknickte Form: Mit Stoffschere kann man so schneiden, dass man sich das Handgelenk nicht verbiegt.

## Schnitt in die Zukunft

In was für Parallelwelten leben wir eigentlich? „Russland mobilisiert Hunderttausende Reservisten“, das ist die Schlagzeile heute Morgen, während ich diese Zeilen schreibe. Gleichzeitig lese ich nochmal über die Seiten in diesem Magazin, schaue mir die große Geschichte über die Savile Row an, die legendäre Straße der Schneider in London, wo nach der Pandemie das Geschäft wieder zulegt und die arabischen die russischen Kunden mehr als ersetzen. Die Schere auf dieser Seite soll symbolisieren, dass man auch mit dem Handwerk an westlichen Werten arbeitet – indem man zum Beispiel die Freiheit verteidigt, sich so zu kleiden, wie man möchte. Und schon sind wir in der nächsten Parallelwelt: „Tote bei Protesten in Iran“. Eine junge Frau war von der Sittenpolizei wegen ihrer „unislamischen“ Kleidung festgenommen worden und in Gewahrsam umgekommen, wurde also wahrscheinlich getötet. Nun rebelliert das Volk gegen die Unfreiheit und gegen das ganze Regime. Wenn Sie sich gleich in diesem Heft die Street-Style-Fotos von Helmut Fricke aus Florenz und Mailand anschauen oder mein Interview mit Tommy Hilfriger lesen, dann denken Sie bitte nicht: Was für eine

Dekadenz! Sondern: Wie schön, dass wir so frei sein dürfen! Seien es neue Designermöbel, alte Maßanzüge, griechischer Wein oder die seltsamsten Zitrusfrüchte der Welt: Was oft als Luxus geschmäht wird und als Symbol des überdrehten Kapitalismus, ist doch nur die mühsame Arbeit vieler Fachleute am verfeinerten Geschmack als zivilisatorische Errungenschaft. Dabei wissen wir natürlich, dass anderswo die Menschen ihren Kopf für solche Freiheiten hinhalten. Außer Kleidern vermessen wir in diesem Heft den gesellschaftlichen Fortschritt. Beziehungsweise den Stillstand, schließlich lassen wir selbstverständlich auch Frauen über unser Großthema Männer nachdenken. Also: Man wird noch immer schief angeschaut, wenn man als Frau mit Anfang 20 noch keinen Lebensgefährten hat; was die Wahl des Nachnamens bei der Heirat angeht, sind wir noch längst nicht so frei wie zum Beispiel die Schweden; und Männer nehmen noch immer viel seltener Elternzeit als Frauen. *First world problems?* Mag sein. Die nächste Schlagzeile des Morgens: „Existenzsorgen in der Energiekrise“. Unsere Nöte werden existenzieller. Kein Grund, sich nicht trotzdem evolutionär weiterzuentwickeln. *Alfons Kaiser*

#### Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser  
**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Julia Anton, Holger Appel, Julia Bähr, Dr. Kim Björn Becker, Justus Bender, Dr. Reiner Burger, Johanna Christner, Johanna Dürrholz, Aylin Güler, Bo Hagemann, Jale Hagemann, Patrick Heidmann, Dr. Christiane Heil, Dr. Rainer Hermann, Katrin Hummel, Caroline Jebens, Ben Kuhlmann, Kim Maurus, Sarah Oberreis, Franziska Prell, Eva Reik, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Simon Schwartz, Helge Sobik, Bernd Steine, Karin Truscheit, Anna Vollmer, Anna Wender, Maria Wiesner  
**Bildredaktion:**  
Henner Flohr  
**Art-Direction:**  
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

#### E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de  
Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten.  
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.  
Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.  
**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main  
**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

#### Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)  
**Hersteller:**  
Andreas Gierth  
**Druck:**  
Mohr Media Mohndruck GmbH  
Carl-Bertelsmann-Straße 161M  
3331 Gütersloh



# PRADA

PRADA.COM



**KATRIN HUMMEL**, Redakteurin im Ressort Leben der Sonntagszeitung, liebt gutes Essen. Deswegen war sie die Richtige, um unser Foto über eine Frankfurter Lehrküche in den Sechzigerjahren (Seite 13) zu beschreiben. Ihre eigenen Lieblingsrezepte für Menschen, die schnell lecker kochen wollen, teilt sie in der Kolumne „Katrin kocht“. Jenseits der Kulinarik interessiert sie sich auch für das, was sonst noch so durch den Magen geht: die Liebe. Daher schreibt sie oft über Beziehungsthemen.



**RAINER HERMANN** (rechts) kümmert sich als Redakteur um die Türkei und die arabische Welt. 17 Jahre lebte er in Istanbul, Streifzüge durch Anatolien gehören zu seinen schönsten Erinnerungen. Am meisten aber zieht ihn die Ägäis in ihren Bann, Kleinasien und noch mehr die Inselwelt der Kykladen. Seine Urlaube verbringt er meist auf diesen Inseln. Beim Wandern auf Tinos stieß er auf eine von Monolithen übersäte Landschaft, in der bei extremen Bedingungen ein Spitzenwein heranreift, der alle Vorurteile gegen griechische Weine Lügen straft. (Seite 50)



**BO UND JALE HAGEMANN** sind nicht gerade Stadtkinder, dafür aber große Fans von allem, was glitzert. Auf ihrem Weg in den Westen der Vereinigten Staaten war Las Vegas ihr erster Stopp, die Stadt des Glitzers, die niemals schläft. Genau der richtige Ort, um einen Jetlag zu überbrücken, dachten sich die Fotografeneltern Insa Hagemann und Stefan Finger. Und so machte sich die Familie auf, zu Beginn oft spätabends, um die Stadt zu erkunden. Was der Fünfjährige und die Dreijährige dabei entdeckten, hielten die beiden mit ihren Kameras fest (Seite 72). Als sie dann kurz vor der Abfahrt aus Las Vegas am „Las Vegas Sign“ zu posieren begannen, fragten sich die Eltern, ob eine Stadt eigentlich dauerhaft einen schlechten Einfluss auf Kinder haben kann.



**CAROLINE JEBENS** ist seit einem Jahr Redakteurin in den Ressorts Gesellschaft und Stil bei FAZ.NET. Für ihre Reportage in diesem Heft besuchte sie die Maßschneider der Savile Row in London (Seite 40). Dass einer von ihnen mit ihr dann schwäbelnd Deutsch sprach, überraschte sie doch sehr. Seine Frau stammt aus dem Nachbardorf des Ortes am Bodensee, in dem Jebens aufwuchs. Sie verbrachte in diesem Dorf einst selbst viele Stunden am Nähtisch: Bevor sie studierte und Journalistin wurde, absolvierte sie eine Maßschneiderlehre.



Fotos: Helge Sobik, Helmut Fricke, Lucas Bäuml, Burkhardt Rump, Lorenzmann



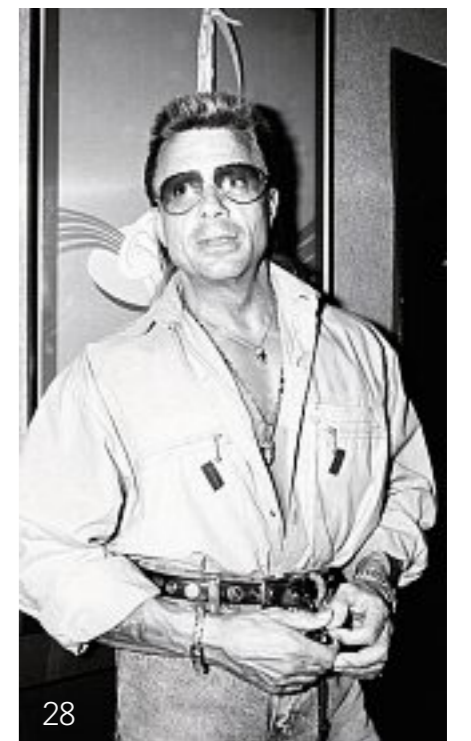
38



40



50



28



## ALPINE EAGLE

Mit seinen klaren eleganten Linien ist Alpine Eagle die zeitgemässe Interpretation einer Vorgängerkone. Das Chronometer zertifizierte eigene Automatikwerk Chopard 01.01-C ist in ein 41 mm Gehäuse eingebettet. Dieser bemerkenswerte Zeitmesser ist aus Lucent Stahl A223 gefertigt, einem exklusiven, extrem widerstandsfähigen Metall, dem Resultat von vier Jahren Forschung und Entwicklung. Er ist der Beweis für die herausragende uhrmacherische Kompetenz unserer Manufaktur.

# Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

E-boutique: chopard.de

### 24 Kriegerin und Kämpferin

In der Rolle als Generalin einer afrikanischen Armee im Film „The Woman King“ ist **Viola Davis** herausragend.

Von Patrick Heidmann

### 28 Die wilden Achtziger

Die Bilder des hannoverschen Fotografen Burkhardt Rump sind eine Entdeckung. Wir stellen sie vor.

Von Johanna Dürrholz  
Fotos Burkhardt Rump

### 38 Home Work

Viele Deutsche arbeiten weiterhin im Homeoffice. Designer und Hersteller hätten dafür ein paar Ideen.

Von Peter-Philipp Schmitt

### 40 Nach Maß

Die Straße der Maßschneider in London ist eine Institution. Doch sie leidet unter den Folgen der Corona-Pandemie.

Von Caroline Jebens  
Fotos Lucas Bäuml

### 48 Vater unser im Büro

Männer, die keine Elternzeit nehmen, stehen unter dem Verdacht des Egoismus. Zu Recht?

Von Justus Bender  
Fotos Philipp von Ditfurth

### 50 Reif auf der Insel

Auch aus Griechenland kommen längst Spitzenweine – zum Beispiel von der Kykladeninsel Tinos.

Von Rainer Hermann  
Fotos Helmut Fricke

### 56 All the Single Ladies

Unsere Autorin wird häufig gefragt, warum sie eigentlich noch Single ist. Das nervt.

Von Anna Wender

### 58 Im Namen des Gesetzes

Das Patriarchat wirkt weiter: Noch immer geben viele Frauen bei der Hochzeit ihren Mädchennamen auf.

Von Julia Bähr

### 60 Tasten, die die Welt bedeuten

Unser Autor ist tief in die Welt mechanischer Tastaturen eingetaucht. Und hat Verblüffendes entdeckt.

Von Kim-Björn Becker  
Fotos Patrick Slesiona

### 64 Mit Mut in die Lücke

Männliche Hebammen sind in Deutschland eine Seltenheit. Wir haben einen Geburtshelfer getroffen.

Von Reiner Burger  
Fotos Stefan Finger

### 66 Street Style

Die Männer auf der Modemesse Pitti Uomo in Florenz und bei den Herrenschaufenstern in Mailand wissen, worauf es ankommt.

Von Alfons Kaiser  
Fotos Helmut Fricke

### 70 „Ich kann noch selbst Schaufenster gestalten“

Der Designer **Tommy Hilfiger** spricht im Interview über den Sinn von Modenschauen und sein Vorbild Andy Warhol.

Von Alfons Kaiser

### 72 Las Vegas von unten

Unsere Fotografen zeigen uns ihren persönlichen Blick auf Las Vegas: Bo und Jale Hagemann, fünf und drei Jahre alt.

Fotos Bo und Jale Hagemann

### 76 Ein Leben für Limonen

**Vicente Todolí** war einst Direktor der Tate Modern in London. Heute dreht sich bei ihm alles um: Zitrusfrüchte.

Von Helge Sobik

13 Vor 60 Jahren 14 Vita Obscura 16 Prêt-à-Parler 46 Mood/Mut 78 Grübe aus Sestri Levante 80 Werkstatt 82 Fragebogen

#### Zum Titel

Der Student Max, der mechanische Tastaturen nach Maß baut, wurde von Patrick Slesiona in Amsterdam fotografiert.

Im Netz: [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil)

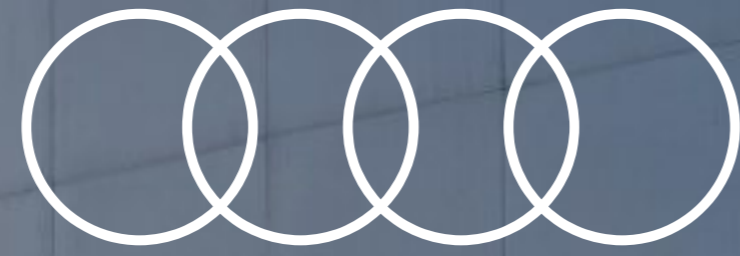
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: @fazmagazin

Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 29. Oktober bei.



# Elektrisch. Und voller wunderbarer Details.

Visionen mit Leben füllen.  
Der rein elektrische Audi Q4 Sportback e-tron\*.

Future is an attitude



Mehr auf [audi.de/e-tron](https://www.audi.de/e-tron)

\*Stromverbrauch (kombiniert) in kWh/100 km: 19,7-16,1; CO<sub>2</sub>-Emissionen (kombiniert) in g/km: 0. Angaben zu den Kraftstoff-/Stromverbräuchen und CO<sub>2</sub>-Emissionen bei Spannbreiten in Abhängigkeit von der gewählten Ausstattung des Fahrzeugs. Für das Fahrzeug liegen nur Verbrauchs- und Emissionswerte nach WLTP und nicht nach NEFZ vor.  
[www.audi.de/DAT-Hinweis](https://www.audi.de/DAT-Hinweis)

Aus der F.A.Z. vom  
13. Oktober 1962:  
Abschlusskochen  
der Kinder beim  
Jugendkochkurs in  
der Main-Gas-Lehr-  
küche in Frankfurt.  
Foto Lutz Kleinhans



## Vor sechzig Jahren

Ein Gasherd, adrette Haarbänder und viele Bratenwender – das sind die vorherrschenden Eindrücke auf diesem Foto. Schon genauer muss man hinschauen, wenn man die Quarkpuffer und Windbeutel mit Vanillecreme sehen will, die es hier zum Nachtisch gibt. Zuvor hatten sich die Kinder, die auf diesem Foto von 1962 in der Lehrküche der Frankfurter Main-Gaswerke stehen, schon der Herstellung von Heißwürstchen mit Kartoffelsalat gewidmet. Im Rahmen eines fünfständigen Kochkurses in einer „Musterküche im Einbaustil“ haben sie gelernt, wie man Szegediner Gulasch, Milchsuppe oder Arme Ritter zubereitet. Normalerweise durften seinerzeit zwar nur „Hausfrauen“ in der Lehrküche werkeln, in die Neugierige von außen durch Schaufenster hineingucken konnten. Aber „aus Werbegründen“ habe das Werk – der Vorgänger der Mainova AG – eine Ausnahme gemacht, hieß es damals in einem Zeitungsartikel.

Die Mütter saßen auf Zuschauerbänken im Hintergrund und schauten ihren Kindern zu, während die mit Thermostat und Heißwasserboilern hantierten. Besonderen Wert legten die Lehrerinnen auf das Aufräumen und Abspülen nach dem Essen am sogenannten Spülstein. Denn die Kinder sollten in dem Kurs tatsächlich lernen, ihre Mütter zu vertreten, wenn diese einmal verreist oder krank seien. An kochende Väter oder vegetarische Ernährung dachte noch niemand.

Noch bis in die Achtzigerjahre finden sich immer wieder Berichte über kochende Kinder in der Lehrküche der Main-Gaswerke, und immer geht es darum, dass die Kinder das ausprobieren, „was ihre Mütter täglich für sie tun“. Heute wirkt diese Einschätzung fast schon aus der Zeit gefallen, denn in immer weniger Haushalten wird jeden Tag gekocht, von wem auch immer. Die Folge: Immer weniger Kinder kennen den Geschmack von frischen Nahrungsmitteln. Vor einiger Zeit machten Forscher einen Test mit Erdbeerjoghurt; die meisten Kinder hielten den Joghurt mit Aroma für echt, den mit echten Erdbeeren hingegen für künstlich, weil sie

deren Geschmack nicht mehr kannten. „Ich war in Haushalten, da gab es keinen Tisch, keinen Herd mehr, nur noch eine Mikrowelle“, hat die Unternehmerin Sarah Wiener beobachtet. „Und wenn ich gefragt habe: ‚Was gibt es heute zu essen?‘ – ‚Käsecken!‘ – ‚Und was gab es gestern?‘ – ‚Käsecken!‘ Da weiß ich dann, was es morgen gibt.“

Laut einer Studie des Familienministeriums kocht und isst nur ein Drittel der Eltern mit einem Haushaltsnettoeinkommen von weniger als 1500 Euro im Monat gemeinsam mit seinen Kindern. Viele könnten auch gar nicht mehr kochen, so Wiener. Sie kenne Schüler, die Äpfel nicht von Birnen unterscheiden könnten, und Mütter von drei Kindern, die noch nie einen Selleriekopf verarbeitet hätten. Mit einer Stiftung will Wiener das Ernährungsbewusstsein bei Kindern fördern, und auch das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft engagiert sich in diesem Bereich. Denn jedes achte bis zwölfte Kind, je nach Bundesland, gilt als zu dick, und jedes sechzehnte im Schnitt als krankhaft fett.

Die Idee ist also: Bringt man Kindern das Kochen bei, lernen sie, sich gesund zu ernähren, und werden nicht dick. Leider ist das aber unrealistisch. In Großbritannien, wo sogar ein Viertel der Kinder bei der Einschulung als übergewichtig gilt, hat man mehr als 1400 Grundschulkinder begleitet, die in gesunder Ernährung unterrichtet wurden. Schon ein Jahr später, aber erst recht nach drei Jahren war fast kein Effekt mehr zu beobachten. Schulprogramme allein, so die Forscher, könnten die Fettsucht-Epidemie also nicht aufhalten. Was es vielmehr braucht, ist ein besseres Essensangebot in Kindergärten und Ganztagschulen – und gemeinsames Essen in Gruppen. Außerdem müssen auch die Eltern therapiert werden; später, von etwa zehn Jahren an, übernimmt dann die Peergroup diese Rolle. Helmut Heseke, Spezialist für Ernährungserziehung an der Universität Paderborn, rät deshalb dazu, schon Kindergartenkinder zu erreichen – und sogar schon Schwangere. *Katrin Hummel*

# Vita Obscura

Von Simon Schwartz



# GIORGIO ARMANI

Scott Eastwood





# Prêt/à/Parler

TRAGBARE LEUCHTEN

## Viel Licht ins Herz zu tragen

► Fangen wir an dieser Stelle mit Goethe an, das kann nie verkehrt sein: „Auch das ist Kunst, /ist Gottes Gabe, / aus ein paar sonnenhellen Tagen / sich so viel Licht ins Herz zu tragen, / dass, wenn der Sommer längst verweht, / das Leuchten immer noch besteht.“ Mit schöneren Zeilen kann man nicht in die dunkle Jahreszeit gehen. Wir sollten sie uns zu Herzen nehmen und uns auch angesichts der vielen Krisen, in denen wir Strom und Energie sparen sollen, beim Licht beschränken. Das ist heute zwar längst kein rares Gut mehr. Aber es muss dennoch nicht überall so glitzern und gleißeln wie in der Spielermetropole Las Vegas. Licht lässt sich inzwischen überall mit hinnehmen. Nun werden Sie sagen, das konnten wir früher auch schon mit Laternen und Taschenlampen. Doch so schön und praktikabel wie heute war tragbares Licht noch nie, ist es doch dank Akkus beliebig aufladbar und meist auch dimmbar. Nehmen wir nur die Leuchte Ivy (2) von der Designerin Lucie Koldova. Wie Efeu rankt sich ihr Werk (für Brokis) empor, trägt aber statt Früchten mundgeblasene Kugeln. Die kleinen Skulpturen können sich sogar auswachsen und zu großen Stehleuchten werden. Einen festen Fuß hat auch Ani (7) vom Kölner Studio Kaschka. Geschützt von einem Lampenschirm, mutet sie fast wie eine alte Straßenlaterne *en miniature* an, der Schirm lässt sich aber auch umdrehen, so dass sich der

Lichtkegel verändert. Für Florian Kallus und Sebastian Schneider war Ani die erste Zusammenarbeit mit der Marke Blomus. Wandelbar ist auch die PL 1 (1) von Sowdenlight. Dahinter verbirgt sich der achtzigjährige George Sowden, der seine tragbaren Leuchten mit leichtgewichtigen und farbenfrohen Silikonschirmen ausstattet. Nicht minder bunt ist Flowerpot (5), die auf einen noch berühmteren Designer zurückgeht (Verner Panton) und von der dänischen Marke &tradition als eine Art Sixties-Revival mit Flower-Power-Anmutung gedacht ist. Noch robuster, aber genauso griffig, ist Salt & Pepper (4) aus dem Hause Tobias Grau. Im Vorbeigehen lässt sich die sanduhrförmige Leuchte vom Tisch und mit in den Garten nehmen. Das ist das Schöne an den leuchtenden Begleitern: Einige lassen sich sogar in Bäume und Sträucher hängen. Etwa die Leuchte Lola (6) von Roche Bobois, die einen Henkel hat und aus Alabaster besteht. Noch praktischer ist Cri Cri (3), die Marco De Santi und Alessandro Paoletti vom Studio Natural für Foscarini gestaltet haben. Der Silikonkörper ihres Werks lässt sich zusammenfalten. Eine echte Alternative für die bald schon anstehenden Martinsumzüge. (pps.)

Foto: Schmidt Studios



RM 65-01

Skeletonised automatic winding calibre  
60-hour power reserve (±10%)  
Baseplate and bridges in grade 5 titanium  
Split-seconds chronograph  
Function selector and rapid winding mechanism  
Variable-geometry rotor  
Case in Carbon TPT®

## A Racing Machine On The Wrist

SNEAK AROUND (46):

## ASICS x Naked Gel-1130

► **Okay, warum jetzt ausgerechnet dieser Schuh?** Another one! Asics hat sich zum vierten Mal mit dem Kopenhagener Modehaus Naked zusammengetan. Dieses Mal ist alles nachhaltig: Der Schuh besteht aus veganen Materialien, die in schlichten und retro-inspirierten Farben gehalten sind (Minze!). Sogar die weißen Schnürsenkel sind aus wiederverwerteten Stoffen hergestellt worden. Das Branding ist, wie die gesamte Farbgebung, relativ schlicht. Der Schuhkarton besteht ebenfalls aus recyceltem Karton. Auf der Einlegesohle ist außerdem das Logo der japanischen Großstadt Kōbe abgebildet, der Heimatstadt von Asics.

### Das klingt schon mal gut. Noch was?

Ein Pluspunkt: Den Schuh gibt's auch für Kleinfüßler! Frauen werden oft von der Veröffentlichung begehrter Sneaker ausgeschlossen, weil die Schuhe nur in Männergrößen erscheinen. Nicht so beim ASICS x Naked, der von Größe 36 an erhältlich ist. Kein Wunder: Der Einzelhändler Naked wird von Frauen geführt.

### Sind vegane Schuhe jetzt besonders angesagt?

Laut eigenen Angaben wollten Asics und Naked einen nachhaltigen, veganen Sneaker kreieren, der aussieht und sich anfühlt wie jeder andere Schuh. Er sollte zeigen, dass nachhaltige Produkte nicht weniger cool aussehen als solche, die aus traditionellen, tierischen Materialien hergestellt werden. Das ist gelungen, oder? Immer mehr Marken bieten ihren Kunden nachhaltige und vegane Optionen an, die sehr beliebt sind. Der Verzicht auf tierische Produkte spiegelt sich nicht nur in Ernährungs-, sondern auch in



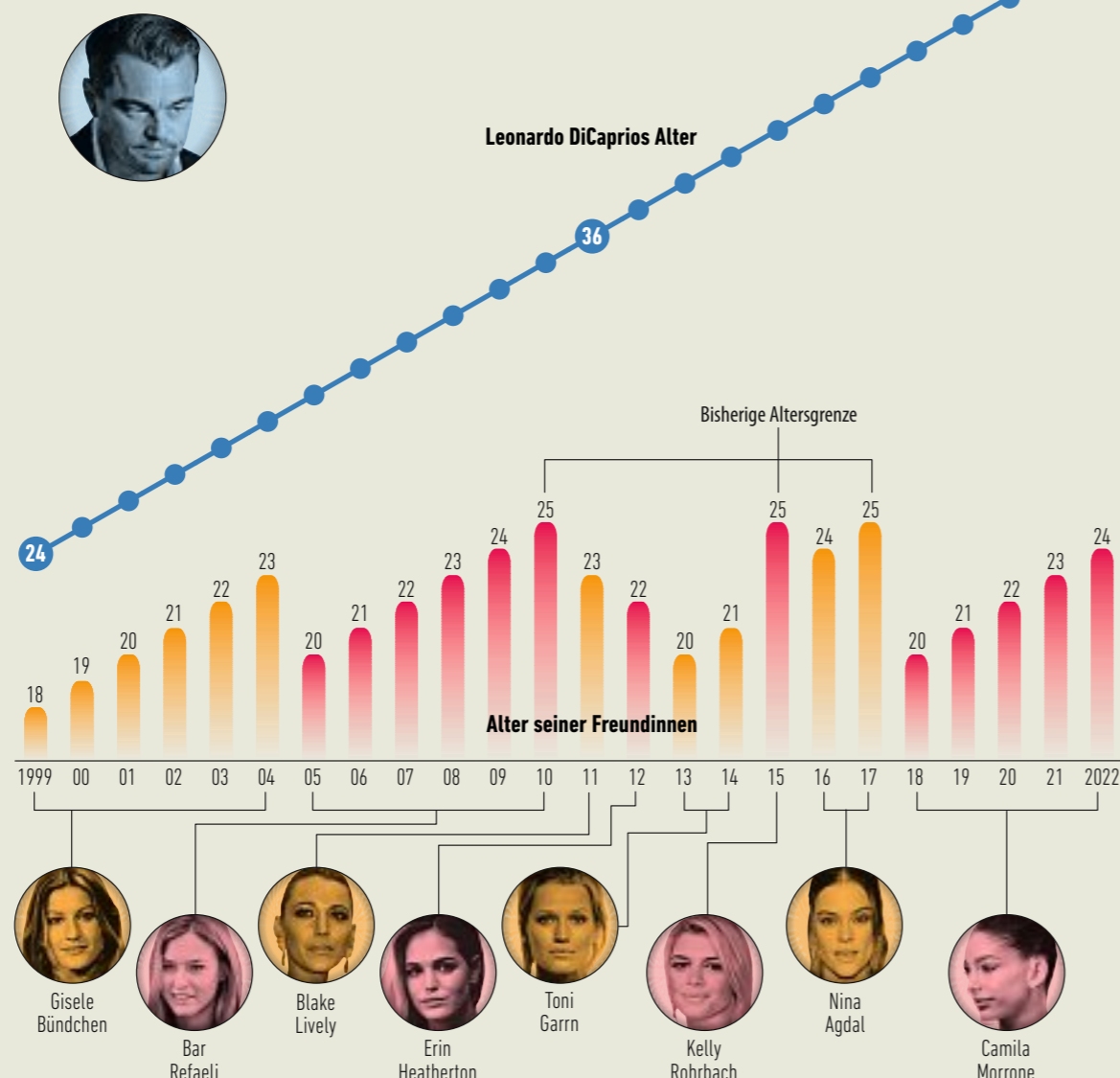
Modetrends wider. Dadurch erleben lederfreie Sneaker einen richtigen Hype. Dahinter steckt auch die Leitlinie von Asics, nach der Bewegung und Aktivität positive Auswirkungen auf das körperliche und geistige Wohlbefinden haben. Vor diesem Hintergrund wurden Sneaker geschaffen, die den Menschen dabei helfen sollen, „beflügelt“ zu leben.

### Was muss ich über Asics wissen?

Das japanische Sportunternehmen wurde 1949 von Kihachiro Onitsuka als Onitsuka Co. Ltd. gegründet. Ursprünglich ging es der Marke – wer hätte es anders erwartet – um Basketballschuhe. Onitsuka produzierte eine Reihe von Schuhen für Olympia, die von Athleten auf der ganzen Welt angezogen wurden. Heute sind Asics-Schuhe vor allem für ihre Gel-Modelle bekannt. Sie werden von Läufern, Athleten, Fitness-Enthusiasten und Sneaker-Sammlern auf der ganzen Welt getragen. *Aylin Güler*

STARS

## Leonardo DiCaprio wird älter – seine Freundinnen nicht



Quelle: Trust Little Brother / Fotos: dpa (4), AFP (3), AP, Helmut Fricke/FAZ - Grafik: Brocker

► Wenn Leonardo DiCaprio finnische Wurzeln hätte, wäre alles in Ordnung. Finnen, so fanden Psychologen der Åbo Akademi in Turku bei einer Studie mit mehr als 12.000 Teilnehmern heraus, interessieren sich sexuell schwerpunktmäßig für Frauen in den Mittzwanzigern – unabhängig vom eigenen Alter. Das entspricht dem Beuteschema des Hollywood-Stars. DiCaprio, 47 Jahre alt, mag nicht nur Frauen, die seine Töchter sein könnten. Er hat auch eine eher enge Bandbreite. Nach dem 25. Geburtstag ist für „Leo“ gewöhnlich Schluss. Vorerst letzter Datenpunkt: Camila Morrone, Model, Nachwuchsschauspielerin, frühere Stieftochter des Oscar-Preisträgers Al Pacino und bis vor einigen Wochen DiCaprios Lebensgefährtin. Als Camila Morrone Mitte Juni ihren 25. Geburtstag feierte, war es mit der Liebe vorbei. Vier Jahre nach dem Beginn der Beziehung, nach Verlobungsgerüchten und den Versuchen seiner Mutter, ihn zur Hochzeit zu bewegen, trennte sich DiCaprio. „Drei Dinge im Leben sind sicher“, hieß es auf Twitter. „Der Tod, Steuern und dass Leonardo DiCaprio mit seiner Freundin Schluss macht, bevor sich ihr präfrontaler Cortex voll entwickelt hat.“

Seitdem feiert auch DiCaprios „Girlfriend Chart“ Renaissance. Ein als TrustLittleBrother anonymisierter Nutzer hatte das Diagramm mit Fotos und Alter der Freundinnen unter einer steil nach oben orientierten Trendline des Schauspielers erstmals 2019 ins Internet gestellt. Bei Gisele Bündchen sah es damals wie heute noch ganz gut aus. Als „Leo“ die Brasilianerin im Jahr 2000 auf dem Laufsteig für sich entdeckte, war sie 19 Jahre alt, er hatte den 25. Geburtstag gerade hinter sich. Sechs Jahre Altersunterschied? Geht in Hollywood noch als gleichaltrig durch. Danach öffnete sich die Schere der *age appropriateness*: Das Model Bar Refaeli war 20 Jahre alt, als es vorübergehend die Frau an DiCaprios Seite wurde. Die Nachfolgerinnen der Israelin, die Schauspielerin Blake

Lively und der Victoria's-Secret-Engel Erin Heatherton, stießen jeweils nach ihrem 23. Geburtstag zu „Leo“. Im Jahr 2011, zu Beginn der Romanze mit Erin Heatherton, hatte DiCaprio schon 38 Mal Weihnachten gefeiert, sein Blockbuster „Titanic“ rangierte längst unter den Klassikern der Filmgeschichte. Auch bei den Models Toni Garrn, Kelly Rohrbach und Nina Agdal blieb der Oscar-Preisträger seinem Muster, inzwischen bespöttelt als *Leonardo's Law*, treu. Wie bei Camila Morrone folgte die Trennung spätestens auf den 25. Geburtstag. Die Wahl seiner Partnerinnen – oder besser die Abwahl – provoziert immer wieder verbale Seitenhiebe. „Tarantinos ‚Es war einmal in Hollywood‘ ist fast drei Stunden lang“, sagte der britische Komiker Ricky Gervais bei den Golden Globes 2020. „Als der Film zu Ende war, war Leonardo DiCaprios Begleiterin zu alt für ihn.“ Immerhin gibt es Hoffnung für die Überfünfundzwanzigjährigen: Derzeit kursieren Gerüchte über eine neue Frau an DiCaprios Seite. Angeblich soll es Supermodel Gigi Hadid sein, Mutter und immerhin 27 Jahre alt!

Über das, was der Schauspieler mit der Zuverlässigkeit eines Autopiloten macht, haben Evolutionsforscher und Biopsychologen jahrzehntelang Daten gesammelt, Studienteilnehmer befragt und Fachaufsätze geschrieben. Liebenswürdigkeit und Intelligenz, so ihr Ergebnis, hätten bei beiden Geschlechtern einen ähnlichen Stellenwert. Beim Thema Alter sieht das anders aus. Frauen zögen einen älteren Partner vor, Männer legten mehr Wert auf gutes Aussehen und bevorzugten jüngere, fruchtbarere Partnerinnen. „Leo“ kann also nichts dafür, dass er Models mag und ihr Verfallsdatum bei 25 Jahren ansetzt. Oder, wie Matthew McConaughey schon vor fast 30 Jahren in dem Coming-of-Age-Film „Dazed And Confused – Sommer der Ausgeflipten“ zusammenfasste: „Ich werde älter, aber sie bleiben gleich alt.“ (*ceh*)

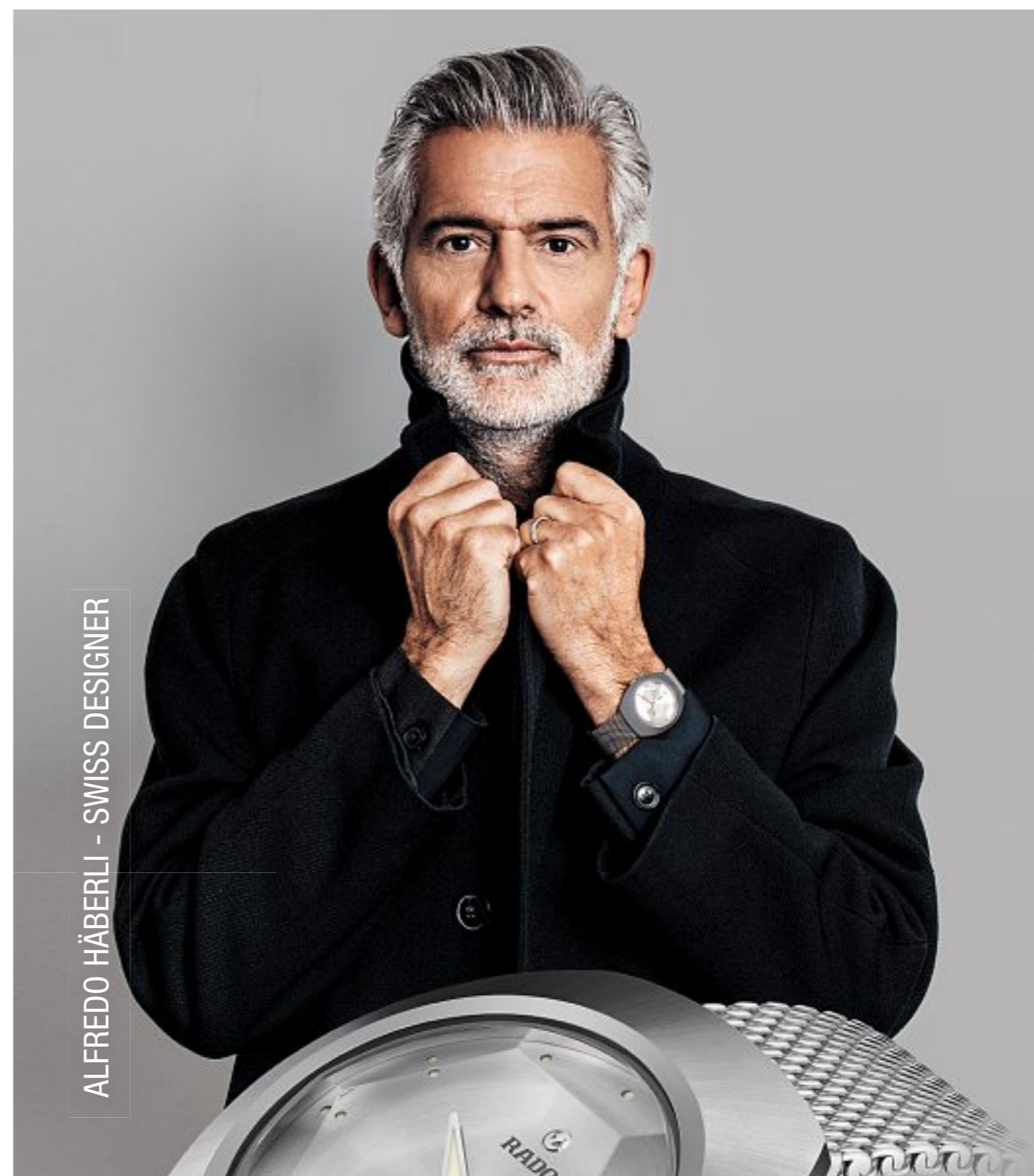
Foto: Aylin Güler

# RADO

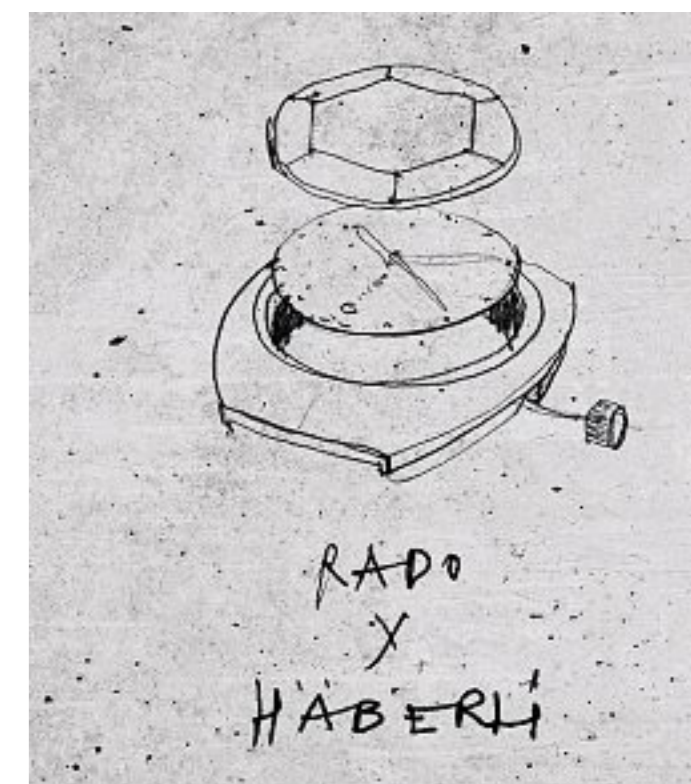
SWITZERLAND

MASTER OF MATERIALS

RADO.COM



ALFREDO HÄBERLI - SWISS DESIGNER



DIASTAR ORIGINAL 60-YEAR ANNIVERSARY EDITION

Feel it!



Scan me

## HOTELLERIE

## „Immer einen Schritt weiter als der Gast“

► Herr Hundehöhe, Sie sind Hotelconciierge und Präsident des Berufsverbands „Die Goldenen Schlüssel“. Derzeit arbeiten Sie in Berlin im Waldorf Astoria. Wie kamen Sie zu Ihrem Beruf?

Bei mir war es ein bisschen Glück. Ich hatte mich damals für den Empfang beworben, und man hat mir gesagt, man würde mich auch im Conciierge-Bereich sehen. Sechs Hotels später mache ich das immer noch. Es ist immer wieder spannend und interessant, eine Stadt so tiefgründig zu erkunden, dass man auch Leuten, die zum 20. Mal dort hinkommen, neue Sachen empfehlen kann. Der Job ist furchtbar abwechslungsreich, wir wissen nie, wohin sich der Tag bewegt.

Man sagt, Concierges machen „das Unmögliche möglich“. Was heißt das?

Ich will es gar nicht banal nennen, aber es kann mit einer kleinen Aufmerksamkeit anfangen und mit teuren Konzertkarten enden. Die Spanne, die wir versuchen abzudecken, ist groß. Letztendlich machen die kleinen Dinge den Unterschied.

Was sind solche kleinen Dinge?

Wenn jemand zum Beispiel in einem Gespräch fallen lässt, dass er bestimmte Präferenzen hat, was das Essen angeht – dass wir das dem Restaurant mitteilen, in dem die Gäste gebucht sind. Oder wenn jemand anruft, sich eine Restaurantreservierung wünscht und dabei erwähnt: „Meine Partnerin oder mein Partner hat Geburtstag.“ In dem Moment sollte es bei uns klingeln, ohne dass wir weiter nachfragen, und wir sollten unsere Empfehlungen und Aufmerksamkeiten darauf abstimmen. Es geht immer darum, einen Schritt weiter zu sein als der Gast.

Gab es schon einmal einen Wunsch, den Sie nicht erfüllen konnten?

Wenn jemand zum Beispiel in ein ausverkauftes Konzert mit vier Personen möchte, kann man die Tickets vielleicht getrennt noch bekommen, oder vielleicht geht ein anderer Tag. Es kann nach Plan A immer noch Option B, C und D geben. Aber natürlich gibt es Anfragen, in die man sich erst reindenken muss. Wir hatten einmal eine bekannte Persönlichkeit im Hotel, für die der Gastgeber, der sie auf eine Veranstaltung eingeladen hatte, Tausende weiße Rosen ins Zimmer gestellt haben wollte. Die kann man nicht eben beim Blumenladen nebenan kaufen. Oder etwas wie: Wir müssen von jetzt auf gleich eine vegane Torte besorgen.

Wie erklärt man einem Gast, dass sich seine Vorstellungen nicht verwirklichen lassen?

Das ist nichts, wovor man sich verstecken muss. Ich würde dann sagen, die Option ist unrealistisch, aber wir haben die oder die Möglichkeiten. Von vornherein würde keiner von uns Nein sagen – solange sich alles im legalen Bereich bewegt.

Sie kriegen auch Anfragen, die illegal sind?

Das hat sich durch das Internet eigentlich erledigt.

Aber davor schon? Bestimmt.

*Apropos Internet: Veranstaltungen und Restaurants lassen sich inzwischen gut ergoogeln. Bedroht das Ihren Job?*  
Ich glaube nicht, denn es hilft uns ja auch beim Suchen. Es gibt nicht mehr viele echte Geheimtipps. Bevor Sie in eine Stadt wie Berlin kommen, lesen Sie viele Trip-advisor-Berichte und Restaurantkritiken. Die Gäste kommen heute mit einem Übermaß an Informationen bei uns an. Wir müssen in kurzen, präzisen Fragen rausfinden, wo sie wirklich hin wollen. Wollen sie in

Wir hatten mal jemanden da – im Waldorf Astoria haben wir bodentiefe Fenster –, der sich in der Panoramasuite den Blick komplett hat abhängen lassen, damit es dunkel war. Sprich: Ob wir mit ihm in die Tiefgarage oder oben in die Suite gefahren wären, hätte letztlich nur von der Raumausstattung her einen Unterschied gemacht. Das war schon spannend.

Gibt es auch emotionale Momente?

Letztlich ist jeder Moment schön, wenn ein Gast wieder kommt und sagt, das Restaurant hat mir gefallen, der Aufenthalt war schön, wir hatten einen Geburtstagskuchen auf unserem Zimmer, und keiner hat damit gerechnet. Das berührt einen meistens mehr, als wenn man noch auf den letzten Metern zwei Karten für ein Champions-League-Finale besorgen kann.

Wie eignet man sich das Wissen an, zu allem und jedem eine Empfehlung abgeben zu können?

Ganz gezielt. Sie können nicht als einzelne Person jede neue Restauranteröffnung mitmachen, aber wenn Sie ein Conciierge-Team im Hotel haben, kann vielleicht einer den anderen davon erzählen. Gleiches gilt für neue Ausstellungen oder Galerien. Sie können immer authentischer empfehlen, wenn Sie etwas gegessen, gesehen, gefühlt, gerochen haben. Es ist sehr zeitintensiv, auch nach den sieben, acht, neun Stunden im Hotel. Deswegen gehört Passion dazu. Man muss für den Beruf ein übergeordnetes Interesse an allem haben.

Gibt es viele junge Leute, die interessiert sind an Ihrem Job?

Meiner Meinung nach gibt es die. Aber: Rezeptionisten etwa gibt es in jedem Hotel, Concierges nicht. Wenn Sie Ihre Ausbildung oder Ihre Arbeitsstelle dort haben, wo es keinen Conciierge gibt und Sie nie damit in Kontakt gekommen sind, woher

sollen Sie wissen, was wir machen? Von daher liegt es an uns, die Leute in unseren Hotels zu finden und sie für den Job zu begeistern.

Hat sich Ihr Beruf während der Pandemie stark verändert?

Wir haben mehr Anfragen für Corona-Tests bekommen. Nein, Spaß beiseite. Es war auch für unser Berufsfeld eine Herausforderung. Letztlich gab es das, was wir empfehlen, oft gar nicht mehr. Keine Restaurants, kein Theater, kein Entertainment, kein Shopping, nichts. Das Frustrierende daran war, dass wir von jetzt auf gleich das, wofür wir jeden Morgen aufstehen, einfach nicht mehr anbieten konnten. Es hat so viele Menschen in irgendeiner Form negativ getroffen, ich möchte da jetzt keine einzelne Branche hervorheben. Aber es war schon eine undankbare Zeit. Unser Hotel war nie geschlossen, aber weit von der Aktivität entfernt, die wir jetzt wieder haben. Wir hoffen, dass das so bleibt.

Die Fragen stellte Kim Maurus.



Einer für alles: Conciierge Christoph Hundehöhe ist im Waldorf Astoria in Berlin ein gefragter Mann.

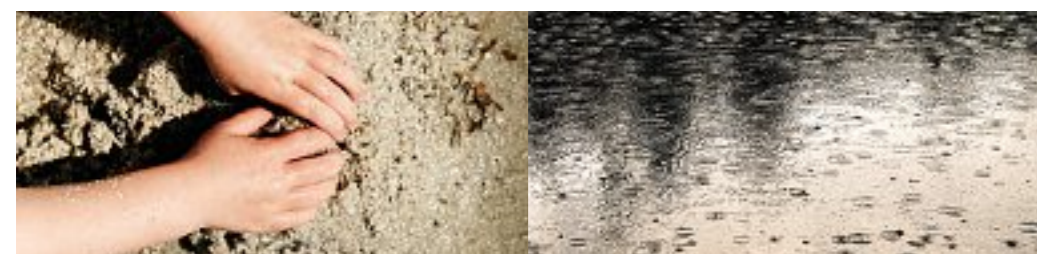


ein Szenereaurant, sind sie an gutem Service interessiert? Das ist die Herausforderung. Es geht darum, Aktivitäten maßzuschneidern. Da hat das Internet nicht so gute Chancen wie wir.

*Gehört zu Ihrem Job auch, Gäste darauf anzusprechen, wenn sie zum Beispiel etwas im Haar haben oder einen Fleck auf der Jacke?*

Ich würde natürlich niemandem sagen: „Die Frisur würde ich noch mal überdenken.“ Aber wenn jemand einen Fleck auf dem Anzug hat, oder wenn Gäste gerade mit einem Wäschesack über der Schulter ins Hotel einchecken, kann man schon fragen: „Dürfen wir Ihnen das noch mal aufbügeln?“ Man muss aber vorsichtig sein, nicht dass jemand sagt: „Das gehört zum Jackett.“ Es gibt ja inzwischen Jeans, die aussehen, als hätte man einen Fahrradunfall gehabt.

Gab es auch einmal eine besonders ungewöhnliche Anfrage?



► Immer mehr Menschen leben in Städten. Naturerfahrungen sind nicht mehr so selbstverständlich wie noch vor einer oder zwei Generationen. Bernd Steinle hat daher für unsere September-Ausgabe auf die heilsamen Kräfte der Natur geschaut, Maria Irl steuerte die Fotos bei. Die Naturgeschichte ist als Storytelling nun über diesen QR-Code anzusteuern.



Foto: Dominic Dreissen, Maria Irl

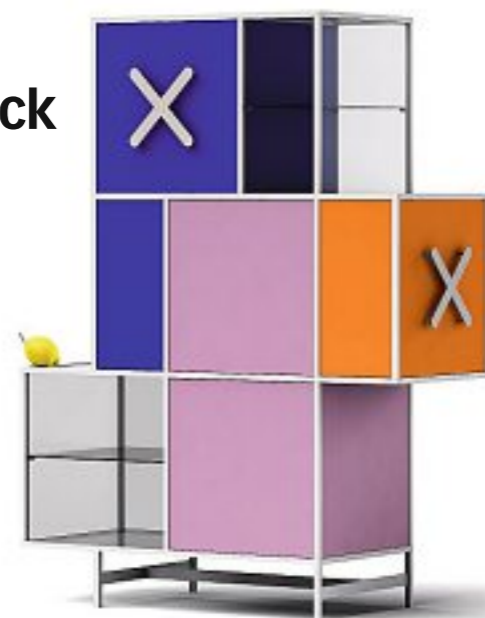


HERNO



## DESIGN Ein neuer Blick auf Köln

Von Köln inspiriert:  
Kölschglas als Blumenvase,  
Fernsehturm als Leuchte,  
Herkuleshochhaus als  
Schränk



► Betrachtet man die einzelnen Möbelstücke auf der Homepage, wundert man sich, warum der Warenkorb in der sonst dafür vorgesehenen Ecke rechts oben fehlt – auf einer sonst klar strukturierten Seite, die unter dem schönen Namen „Urban Assemblage“ Einrichtungsgegenstände wie Tisch, Stuhl, Regal, Sofa und Sideboard anbietet. Zehnerlei Objekte sind zu sehen: eine Leuchte, die dreischichtig und zugleich filigran aussieht, ein Tisch, der durch sein Eisengestänge funktional wirkt, ein Schrank, der mit seinen orange-, blau- und fliederfarbenen Würfeln zum Hingucker in Wohnzimmer oder Büro werden könnte.

Doch dann, der zweite Blick: Warum irritiert ein Bügelfahrradschloss am Tischbein? Wieso überhaupt gleicht das Tischgestänge jenen Fahrradständern, die im gesamten Kölner Stadtgebiet aufgestellt, aber in der Handhabung vollkommen unpraktisch sind und dennoch liebevoll als „Haarnadel“ bezeichnet werden? Und was bitte hat die Zitrone auf dem farbigen Würfelschrank verloren? Der dritte Blick verrät: Mit Humor und Ironie hat Produktdesigner Tim Kerp signifikante Bauwerke und Kulturgüter seiner Heimatstadt in Möbel verwandelt. Virtuell, versteht sich – zu kaufen gibt es hier gar nichts. Aber Kölschglas (Blumenvase), 4711-Haus (Sideboard), Fernsehturm „Colonius“ (Lampe), Mülheimer Brücke (Bank), Herkuleshochhaus (Schränk), Müngersdorfer Stadion (Couch): alles da. Die Domsitzen als tragendes Element im Couchtisch.

Sind Sie ein unverbesserlicher Lokalpatriot, Herr Kerp? Der 42 Jahre alte Designer lacht und sagt: „Nein, aber gebürtiger Kölner. Und so schätze ich die Stadt als sehr lebenswert und weiß, wie architektonisch hässlich sie an vielen Stellen ist. Ich wollte Köln in Gebäuden und signifikanten Gegenständen mit hohem Wiedererkennungseffekt neu erzählen.“ Naheliegender, dass er bei seiner Assemblage, die in den vergangenen drei Jahren entstand, auf das ihm vertraute Medium Möbel zurückgriff – wie auch auf seine Kompetenz in der 3D-Visualisierung.

Kerps Projekt ist eine Spielerei. Seine Objekte will er als mediale Kunst, nicht als Möbeldesign verstanden wissen. „Die Gestaltung der Objekte ist für mich wie Malen, ohne Zeitdruck und Preisdruck, ohne die sonst üblichen Fragen beim Entwurf, ob die Ideen den Zeitgeist treffen oder den aktuellen Interiortrends folgen. Ein echtes Nebenher-Ding“, sagt der Freiberufler, der hauptsächlich Stadtmöbel entwirft, Visualisierungen für den Messebau entwickelt und Verpackungen gestaltet in seinem luftigen Studio im rechtsrheinischen Poller Hafengebiet. Hier oben, unterm Dach mit viel Sonnenlicht, in Gesellschaft dreier weiterer Kreativer, arbeitet er vollkommen frei an dem Ziel, „dem Betrachter eine neue Sichtweise auf das städtische Umfeld zu vermitteln“.

Die ersten fünf Kölner Konzeptmöbel hatte er auf dem jährlich parallel zur Kölner Möbelmesse stattfindenden Design-Festival Passagen präsentiert. Nun sind es zehn. Die ursprüngliche „Cologne Assemblage“ wurde zur „Urban Assemblage“, denn mit jedem weiteren Objekt wurden die Fragestellungen um Design, Architektur und Kultur komplexer – und natürlich

auch anwendbar auf andere Städte. „Köln habe ich mittlerweile durchgespielt, damit bin ich fertig. In andere Städte müsste ich eintauchen, um ihre Kultur zu verstehen. Als Kölner weiß ich, wie meine Heimatstadt funktioniert. Bei Hamburg oder Essen wäre das anders.“ Auch wenn andere Städte reizvolle Herausforderungen wären: Für den Vater zweier kleiner Mädchen sind solche Projekte gerade schwer zu verwirklichen.

Die Präsenz bei den Kölner Passagen hatte auf die Karriere des Produktdesigners weitreichende Wirkung: Die Initiatorin des Design-Festivals, Sabine Voggenreiter, kuratierte um ihn noch weitere sechs Kölner Designer zur Gruppe „Generation Köln“. Ihre erste Show war bei der Dutch Design Week 2017 in Eindhoven zu sehen. Seither geht es immer weiter. „Die Namensgebung war naheliegend, weil es in Köln eine interessante Szene gibt, die sich selbstbewusst abhebt. Das ist in anderen Städten so nicht gegeben“, sagt Voggenreiter. Mit dieser Gruppe sind schöne Kooperationen und Kollektionen entstanden, etwa mit dem Werkraum Bregenzerwald, bei denen die Designer in Zusammenarbeit mit in der Region ansässigen Handwerkern Möbelstücke aus Weißtanneholz produzierten. Mit dem elsässischen Glaskulturzentrum CIAV Meisenthal sind Glasobjekte entstanden, die fast poetisch anmuten, wie etwa Kerps Blossom-Windlichter.

Diese realen Aufträge, wie seine Sitzmöbel für die Inselteichterrasse im Clara-Zetkin-Park in Leipzig, ermöglichen es dem Designer, seine virtuellen Spielereien voranzutreiben: zum Beispiel seinen bunten Würfelschrank – die Replik auf das Herkuleshochhaus – mit einer Zitrone zu dekorieren. Für Nicht-Kölner: Das gekachelte Wohnhaus wurde 2005 mit der „Sauren Zitrone“ für unansehnliche Architektur ausgezeichnet. Mit Ironie lässt es sich auch hübsch darstellen. *Eva Reik*



Köln, wie er es sieht:  
Produktdesigner Tim  
Kerp will seine Arbeiten  
als mediale Kunst ver-  
standen wissen, weniger  
als Möbeldesign.

## HANDGEWEBTER TEPPICH

### Ein roter Leopard für die Wand

► Am Anfang ist es für Laurids Gallée immer dasselbe. „Ich laufe im Kreis und bin gestresst“, sagt der 34 Jahre alte Designer. In diesem Fall war er auf Schloss Hollenegg in Österreich, eingeladen von Alice Stori Liechtenstein. Die Italienerin hat dort 2015 einen Kulturverein gegründet. Auf der Suche nach Inspiration spaziert Gallée mehrere Tage lang durch die Räume des Schlosses – auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage: „Wie schaffe ich, damit zu arbeiten und etwas Zeitgenössisches reinzubringen?“ Gallée entdeckt ein Gemälde, das Ladislaus von Fraunberg zeigt, den letzten Grafen von Haag. Der Schlossherr Alfred Liechtenstein erzählt ihm die Geschichte des Manns. Bei Gallée macht es Klick.

Das Ergebnis ist der Wandteppich Ladislaus, in der größeren Ausführung neun Quadratmeter groß. Die Farben und das Motiv lassen einen stutzen. Ein roter Leopard ist in hellblaue Flammen getaucht, er scheint zu fallen. Er trägt ein gelbes Halsband mit Leine, die sich um seinen Körper windet. Ein wolkenverhangener Mond hängt am dunklen Regenhimmel.

Ein Leopard soll mit dem Grafen Ladislaus von Fraunberg einst auf dem Schloss gelebt haben. „Alle seine Liebschaften sind in einem Desaster geendet“, sagt Gallée. Eine Frau sei gestorben, eine andere Braut sei ihm davongelaufen. Deren Bruder schenkte ihm das Tier zum Abschied: „Sie waren unzertrennlich.“ Der Graf starb ohne Erben. „Ich fand es schön, dass das Tier so symbolhaft ist, dass sich seine Liebschaften darin manifestieren.“ Zeigt der Teppich die Ankunft des Tiers auf dem Schloss oder seinen Tod? „Ich habe bewusst offen gelassen, was danach oder davor passiert“, sagt Gallée. Der Leopard habe ihn fasziniert. „Das Exotische, das wir im Westen lieben, das aber in unserem Kulturkreis gar nichts verloren hat, wollte ich in den Mittelpunkt rücken.“ Der Wand-



teppich wird derzeit auf Schloss Hollenegg in der Ausstellung „East to West“ gezeigt.

Neu für den Designer war die Kollaboration mit Reuber Henning, einem Label für handgefertigte Teppiche. „Wir haben dich ausgesucht“, sagt Franziska Reuber zu Gallée und lacht. „Wir waren begeistert davon, einen Wandbehang zu machen, und waren total geatcht von dem Leoparden, ein starkes Tier, das fällt.“ Für Gallée vermittelt der Leopard ein „Gefühl der Hilflosigkeit und Traurigkeit“. Nur eine Sorge hatte er: „Leopardenmuster gilt oft als Synonym für trashige, billige Artikel.“ Deshalb entschied er sich für die ungewöhnliche rote Farbe des Fells.

Reuber Henning will Teppiche „menschennah“ produzieren. „Wir arbeiten mit Understatement“, sagt Reuber. „Wer zeigen will, dass er viel Geld ausgegeben hat, kauft andere Teppiche.“ Der Wandbehang sei in der Herstellung ganz klassisch gehalten, die limitierte Auflage wird in Indien aus Neuseelandwolle per Hand gewebt. Dass Gallée diesen Teil des Prozesses nicht verantworten musste, war angenehm für ihn. Bis sich das Team auf einen finalen Entwurf geeinigt habe, seien mehrere Wochen vergangen. Erste Entwürfe des Leoparden seien etwa noch farbenfroher gewesen. Doch Gallée und Reuber Henning mussten sich den Grenzen der Technik beugen. Der Strahlkraft des Motivs tut es keinen Abbruch: Der Wandteppich ist immer noch in 26 Töne eingefärbt. *Kim Maurus*

Foto: Unternehmen

# Occhio



culture of light

Alma Hasun and Mads Mikkelsen  
illuminated by Mito sospeso.  
Watch the movie on [occhio.com](http://occhio.com)

Viola Davis brilliert in „The Woman King“ als Generalin einer afrikanischen Armee. Nicht nur Männer können kämpfen – das zeigt auch das historische Vorbild dieses erstaunlichen Films.

Von Patrick Heidmann

# KRIEGERIN UND KÄMPFERIN

## A

Als vor vier Jahren die Comic-Verfilmung „Black Panther“ zu einem der erfolgreichsten Kinofilme der Geschichte wurde, gehörte zu den aufregendsten Details die Leibgarde des königlichen Titelhelden. Die Dora Milaje – starke schwarze Frauen, die für die Sicherheit des Herrschers verantwortlich waren und ihn auch auf weitere „Avengers“-Abenteuer begleiteten – erschienen wie die perfekte Verkörperung des Afrofuturismus, der die fiktive Welt von Wakanda zum Ereignis machte.

Was allerdings kaum jemand wusste: Dieses Heer weiblicher Streitkräfte war kein utopisches Szenario, sondern vielmehr ein direkter Verweis auf eine sehr reale Vergangenheit.

Eine Armee wie die Dora Milaje gab es wirklich: Vom 17. Jahrhundert an waren Frauen im Königreich Dahomey, dem heutigen Benin, als Jägerinnen und Leibwächterinnen im Einsatz, später auch als tatsächliche militärische Einheit. Die Agojie, wie die „Dahomey-Amazonen“ in der Landessprache genannt wurden, errangen für König Ghezo in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wichtige Erfolge für die Unabhängigkeit des westafrikanischen Landes. Nun ist ihnen mit „The Woman King“ erstmals ein ganzer Spielfilm gewidmet – am 13. Oktober kommt er ins Kino.

Dass die außergewöhnliche Geschichte der Agojie jetzt auf der Leinwand erzählt wird, verdankt sich nicht dem Erfolg von „Black Panther“, sondern geht zurück auf eine Idee der Schauspielerin Maria Bello. Auf einer Reise nach Benin hatte sie erstmals von den weiblichen Kriegerinnen gehört. Und als sie kurz nach ihrer Rückkehr 2015 in Los

Angeles für das National Women's History Museum eine Laudatio auf ihre Kollegin Viola Davis halten musste, berichtete sie auf öffentlicher Bühne von ihrer Entdeckung. „Viola, du bist auch eine solche unerschrockene Kämpferin“, feierte sie ihre Freundin. „Wäre es nicht phantastisch, dich einmal in einer solchen Rolle zu sehen?“ Das Publikum reagierte mit Begeisterung – und die Idee für den Film war geboren.

„The Woman King“, inszeniert von der Regisseurin Gina Prince-Bythewood, ist kein Film wie jeder andere, schon gar nicht für Viola Davis, die inzwischen mit der Serie „How to Get Away With Murder“ zum Weltstar wurde und für „Fences“ einen Oscar gewann. Gleich die erste Szene ruft im Publikum das Gefühl hervor, etwas Vergleichbares womöglich noch nie gesehen zu haben. Einige Männer des Mahi-Stamms sitzen da nachts am Rand ihres Dorfs um ein Lagerfeuer, als ein Geräusch sie aufschreckt. Doch es ist kein Raubtier, das sich dann majestätisch aus der Steppe und vor dem dunklen Nachthimmel erhebt, sondern Viola Davis als General Nanisca, mit ölig glänzender Haut und mit einer schweren Machete bewaffnet. Sie hat Dutzende weitere Kriegerinnen im Schlepptau, die unter lautem Kriegsgebrüll die Gefangenen der Mahi befreien und den Gegnern den Garaus machen.

„Gewusst über die Dahomey-Amazonen habe ich vor Marias Berichten eigentlich nichts. Und statt als unerschrockene würde ich mich oft eher als ziemlich müde Kämpferin beschreiben“, sagt Viola Davis – den Lippenstift ganz auf den leuchtend fuchsi-farbenen Hosenanzug

Leitfigur: Es gebe immer noch viel zu wenige Filme, die sich mit dem Leben schwarzer Menschen beschäftigen, sagt Viola Davis. Sie hat sich vorgenommen, das zu ändern – unter anderem mit dem Film „The Woman King“.

PHOTOS: ART DYLAN COULTER/QUANTIAN/EYEVIEW/LAIF



abgestimmt – beim Interviewtermin in einem Hotel in West Hollywood im Sommer. Dass sie nicht nur als Hauptdarstellerin, sondern auch als Produzentin der gemeinsam mit Ehemann Julius Tennon betriebenen Firma JuVee Productions dieses ungewöhnliche Projekt unbedingt verwirklichen wollte, verstand sich dennoch von selbst.

„Nicht nur, weil diese Geschichte noch nie zuvor wirklich erzählt wurde. Sondern weil es insgesamt noch immer viel zu wenige Filme gibt, in denen es tatsächlich um schwarze Menschen geht. Zumindest solche, in denen diese Schwarzen in ihrer ganzen Komplexität und Stärke und nicht aus der Perspektive weißer Kultur dargestellt werden“, sagt sie. Noch seltener seien, so Davis, Geschichten über Frauen, „deren Hautfarbe so dunkel ist wie meine. Deren Menschlichkeit bekommt in Kino und Fernsehen viel zu selten echten Raum“. Eine Rolle wie General Nanisca werfe sie darum auch nach all den Jahren immer noch vollkommen um. „Eine solche Figur verdeutlicht mir und allen Zuschauerinnen, die so aussehen wie ich, dass auch wir etwas zählen. Dass wir mehr sein können als eine austauschbare Richterin, eine Rauschgiftsüchtige oder all die anderen Rollen, die über Jahre das Einzige waren, was mir angeboten wurde.“

Auch für Cathy Schulman, die einst für „L.A. Crash“ den Oscar gewann und hier neben Bello und dem Ehepaar Davis-Tennon als Produzentin verantwortlich zeichnet, war der Stoff unwiderstehlich. „Ich konnte gar nicht glauben, dass ich noch nie von den Agojie und Dahomey gehört hatte“, sagt sie im Gespräch. „Ein Land, das weite Teile seiner militärischen Geschicke in die Hände von Frauen legte? Und das nicht bloß gezwungenermaßen, sondern weil man sie als Kämpferinnen für besonders geschickt, strategisch und engagiert hielt?“ Eigentlich, findet sie, sei es eine Schande, dass darüber nichts in den Geschichtsbüchern stehe. „Aber natürlich ist das auch keine Überraschung.“ Die Geschichtsschreibung liege seit jeher „fest in westlicher, weißer und nicht zuletzt männlicher Hand“, sagt Schulman. „Sie wird von den Gewinnern und Unterdrückern verantwortet. Da wurden die Leistungen der Frauen immer wieder vergessen und ignoriert.“

Für „The Woman King“ setzen Davis, Schulman und ihre Mitstreiterinnen nun auf eine Mischung aus realen Fakten und künstlerischen Freiheiten des Unterhaltungskinos. Die mit Speeren und Schwertern bewaffnete barfüßige Frauenarmee sicherte König Ghezo (gespielt von John Boyega) den Sieg über das mächtigere Königreich Oyo, an das Dahomey immer wieder Männer für den weltweiten Sklavenhandel abtreten musste. Das ist ebenso verbürgt wie die Tatsache, dass alle politischen Führungspositionen des Landes von Männern und Frauen gleichermaßen besetzt wurden. Die von Davis gespielte tough Generalin Nanisca basiert – zumindest lose – ebenso auf einer realen Figur wie die junge Nawi (Thuso Mbedu aus „The Underground Railroad“), die zu den Agojie kommt, als sie sich den Verheirathungsversuchen ihrer Familie widersetzt. Doch so wie ein Historiendrama ist „The Woman King“ eben auch ein Kriegsfilm und ein Abenteuerpos. Sogar für eine zarte Romanze bleibt neben allerlei Kampf- und Actionszenen Platz.

„Ich war mein Leben lang ein bisschen muskulöser und kräftiger als die Frauenbilder, denen es in unserer Gesellschaft vermeintlich nachzueifern gilt“, sagt Davis. „Bei dieser Rolle kamen mir nun meine Physis und auch meine tiefe Stimme endlich mal wirklich zugute. Das habe ich richtig gefeiert!“ Viereinhalb Stunden Training jeden Tag, fünf Tage die Woche, mehrere Monate lang, standen auf dem Programm, unter Anleitung einer auch auf Ernährung spezialisierten Trainerin, die den Schauspielerinnen fünf individuell abgestimmte Mahlzeiten pro Tag verpasste, wie Davis berichtet. „Gewichtheben, Ausdauer, Nah- und Schwertkampf, Speerwerfen, so viel körperlichen Aufwand habe ich noch nie für eine Rolle betrieben.“ Am schlimmsten waren für sie die Sprints: „Da dachte ich mitunter, mir kommt die Lunge zu den Ohren raus, und habe doch geflücht, dass unsere Regisseurin nicht viel von Stunt-Doubles hielt.“

Aus dem Produktionsalltag versuchte sich die Sieben- und fünfzigjährige während der Dreharbeiten in Südafrika trotz der Beteiligung ihrer Firma allerdings weitestgehend herauszuhalten: „Nanisca erforderte meine volle Aufmerksamkeit, deswegen musste ich versuchen, die Produzentin



in mir auch mal loszulassen.“ Das heißt für Davis aber nicht, dass sie komplett abschalten konnte. „Wenn man wie ich von ganz unten kommt und damit aufgewachsen ist, weder eine Stimme noch viele Chancen zu bekommen, ist man allzeit bereit, für sich selbst und seine Projekte einzustehen und zu kämpfen.“

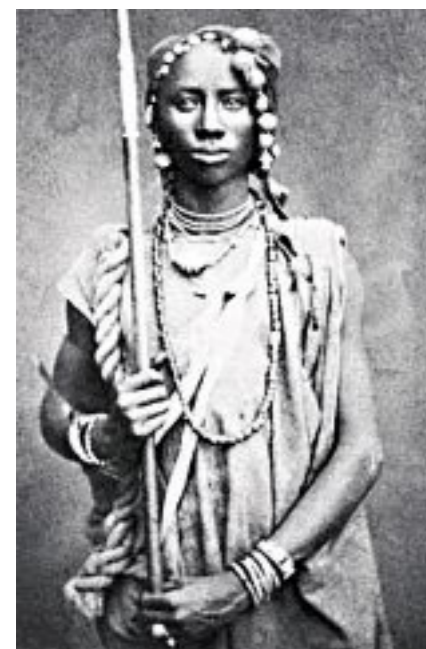
Sie sei es nie gewohnt gewesen, sich darauf zu verlassen, dass alles rund und nach irgendwelchen bewährten Mustern läuft. „Für mich gab es keine etablierten Pfade, ich musste mir stets meinen eigenen Weg bahnen. Wenn es irgendwo hakt, entgeht mir das darum nicht.“ Nicht alle Kämpfe trug sie aus: „Wenn es darum ging, ob das Budget noch 500.000 Dollar mehr für ein weiteres Pferd hergibt, das habe ich den anderen überlassen. Aber andere Aufgaben, die eine Produzentin hat, hatte ich im Blick. Und sei es nur, sicherzustellen, dass alle Schauspieler in der Hitze genug zu trinken haben.“

Um Budgetfragen und Reittiere, aber auch unfreiwillige Drehpausen durch Nilpferd-Herden oder Leoparden-Sichtungen kümmerte sich unterdessen Schulman. „Sollte ich je wieder auf die Idee kommen, einen Film in Afrika zu drehen, erinnern Sie mich bitte daran, dass ich mir das zweimal überlege“, sagt die Produzentin, die zuletzt auch den Actionfilm „Memory“ mit Liam Neeson (gerade auf DVD erschienen) verantwortete. „Die glühend heiße Savanne, wo man keinen Handyempfang hat und ständig von Spinnen gebissen wird, ist der ideale Ort für eine Safari, aber nicht unbedingt dafür, einen Hollywoodfilm zu drehen. Meine Güte, war das mitunter mühsam. Aber die Authentizität, die der Film dadurch gewinnt, dass wir beispielsweise Ghezos Palast fast in Originalgröße inmitten dieser atemraubenden Landschaft errichten konnten, ist natürlich durch nichts zu ersetzen.“

Die größte Herausforderung steht den Verantwortlichen aber erst jetzt bevor, wenn „The Woman King“ in die Kinos kommt: Wie bringt man dem Publikum einen Film näher, der mit einer Geschichte und mit Protagonistinnen aufwartet, wie man sie in dieser Form noch nie gesehen hat? „So wie das Publikum heute konditioniert ist, ist ein Film wie unserer sicher ebenso ungewöhnlich wie mutig. Schließlich hat niemand Vergleichs- oder Referenzpunkte“, sagt Schulman. „Zugleich wird es höchste Zeit, dass wir in Hollywood damit aufhören, unsere Filme nach dem vermeintlichen Geschmack junger, weißer Männer auszurichten.“ Die Zahlen erzählten schließlich längst eine andere Geschichte: „Die Mehrheit des Kino-, Fernseh- und Streaming-Publikums ist weiblich und obendrein ziemlich divers. Natürlich sind alte Sehgewohnheiten nicht immer leicht zu durchbrechen. Aber schon die bloße Mathematik spricht dafür, dass wir es dringend tun sollten.“

Für Viola Davis steht die dringende Notwendigkeit eines Films wie „The Woman King“ ohnehin außer Frage. „Ich bin mir des Einflusses, den eine solche Geschichte haben kann, nicht zuletzt deswegen bewusst, weil ich weiß, welchen Einfluss ihr Fehlen hatte“, sagt sie zum Abschied. „Ich weiß, was es heißt, niemanden auf der Leinwand zu sehen, der aussieht wie man selbst. Oder was es mit einer jungen Schauspielerin macht, wenn es jahrelang keine substanziellen Rollen gibt, für die sie in Frage kommt. Das erstickt irgendwann jeglichen Antriebs in dir.“ Dazu, dass es so künftig möglichst niemandem mehr geht, möchte sie selbst nun beitragen. „Schon möglich, dass es auch Menschen gibt, denen ein Film wie „The Woman King“ nichts bedeutet. Aber ich weiß, dass da draußen kleine Mädchen mit dunkler Hautfarbe sitzen, denen diese Geschichte alles bedeuten wird. Und die allein sind jede Mühe wert, die wir darin investiert haben.“

Es gab sie wirklich: Kriegerinnen aus Dahomey (heute Benin) präsentieren um 1883 ihre Waffen vor den Augen des Vizekönigs der Stadt Ouidah.



MY STYLE.  
MY STATEMENT.  
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP

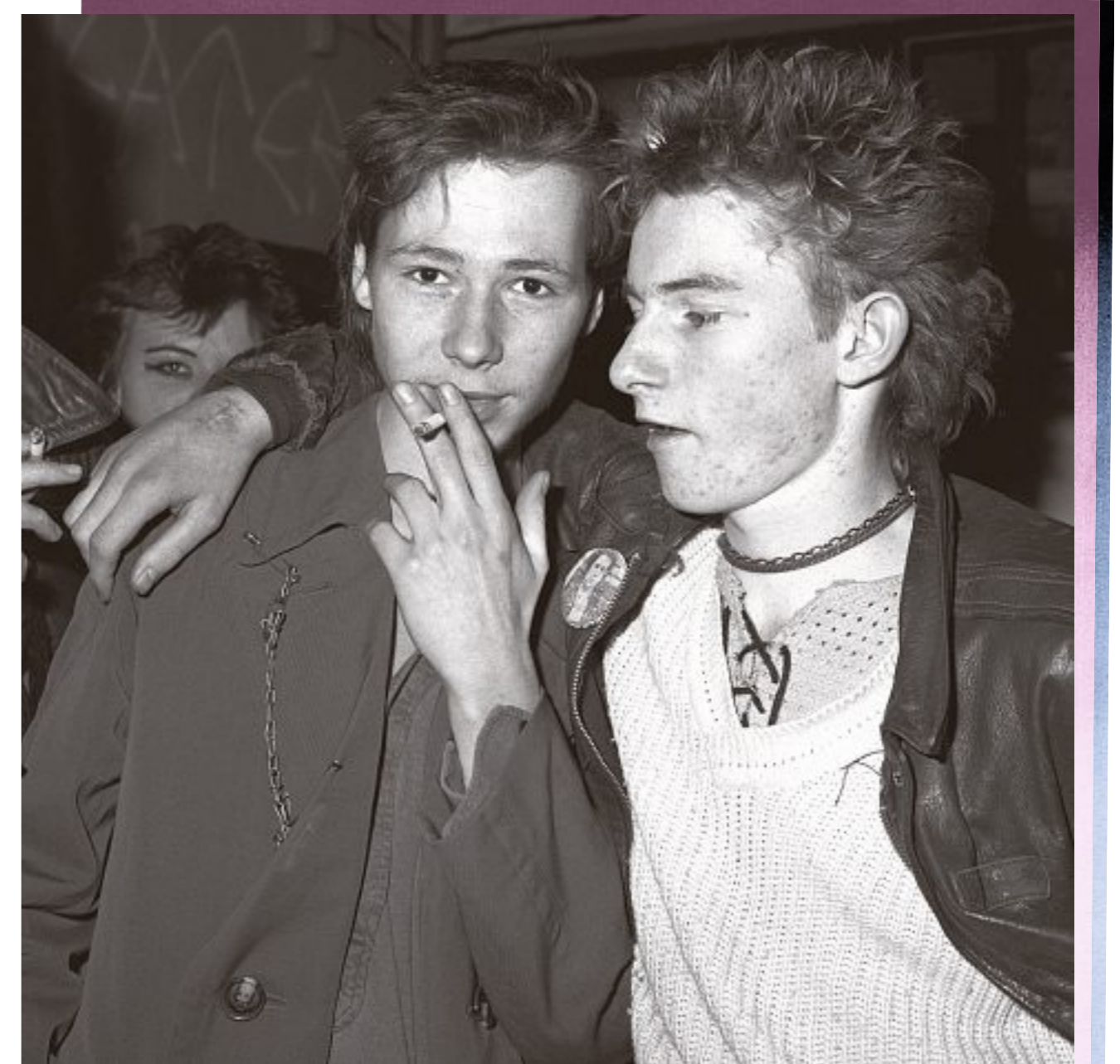
Von Johanna Dürrholz, Fotos Burkhardt Rump

# Die wilden Achtziger

„Also, das ist eine der ersten deutschen Punkgrößen – zumindest nimmt Ernst-August Wehmer das für sich in Anspruch. Die Gruppe hieß Rotzkotz und war seit Mitte der Siebziger aktiv. Diese Inbrunst! Der persönliche Einsatz! Und die Bühne war ehrlich gesagt ja nicht immer hübsch, sondern eher dreckig, speckig, da flogen die Bierplastikbecher auf die Bühne. Und er saß da im Dreck und hat alles gegeben!“



Manchmal stößt man auf einen Schatz, ohne dass man einen gesucht hat. So haben wir die Bilder des hannoverschen Fotografen Burkhardt Rump entdeckt – und uns von ihm aus seinen „Wilden Zeiten“ erzählen lassen.

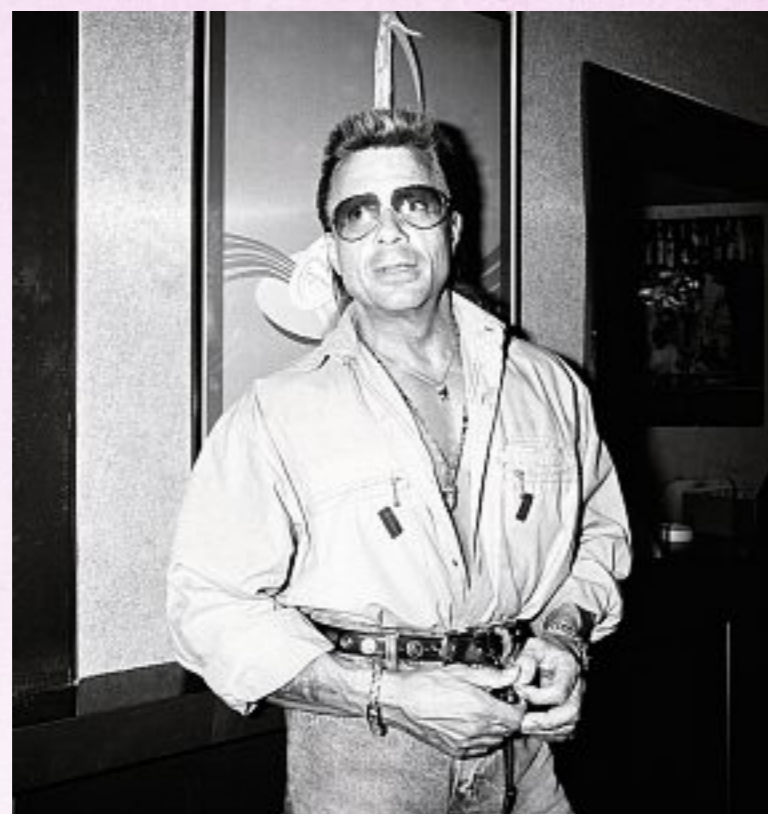


„Ich liebe den direkten Blick in die Kamera. Das kam ja irgendwann wieder aus der Mode. Das ist, als würde eine unsichtbare Verbindung aufgebaut, nur für diesen Moment. Er wusste, dass er fotografiert wird, ich wusste, dass ich ihn fotografiere. Dieses stillschweigende Einverständnis war mir immer wichtig. Links ist David Spoo, sein Vater war Journalist bei der ‚Hannoverschen Allgemeinen Zeitung‘. David war bei der Gruppe Klischee, daneben ist Johnny von den Kondensators. Die waren ja alle blutjung damals, aber wenn die in Dreier-, Vierergruppen durch die Stadt zogen, haben die Bürger vielleicht trotzdem das Fürchten gekriegt. Aus dem damaligen Punk David ist noch richtig was geworden, er ist heute Technischer Redakteur. Im Hintergrund ist übrigens meine Freundin Kerry zu sehen, die reinlugt. Sowas fand ich fotografisch früher voll daneben. Heute schätze ich diese Momente.“



„Das sind die Zuschauer auf einem Konzert namens ‚No Fun‘. Für mich war nie nur interessant, was auf der Bühne passierte – sondern auch, was sich davor und dahinter abspielte. Die Bühne, mit der Band Hans-A-Plast, folgt auf den nächsten Seiten.“

„Der sieht eher aus wie ein Zuhälter – aber war er es? Ich finde es schwierig, Menschen in eine Schublade einzuordnen. Das Bild ist authentisch, das kann ich sagen. Ich finde, er hat genauso seine Berechtigung, hier gezeigt zu werden, wie alle anderen auch. Für mich waren Kategorien für Menschen nie sonderlich hilfreich. Das war jedenfalls damals auf einer Modenschau, die wurde im Hotel Intercontinental veranstaltet. Da war er Gast, das war eine abendliche Zufallsbekanntschaft, würde ich sagen. Er ist mir einige Male begegnet, der war in der Szene eine Art Lichtgestalt. Und hat sich eben auch entsprechend gestylt.“



„Das ist auch auf dem ‚No Fun‘-Konzert in der Rotation entstanden. Ich durfte da immer mit in den Backstage-Bereich. Da war die Stimmung gut, man hat sich ja auch selbst gefeiert. Wie eine kleine Familienfeier: Man trank, man rauchte, man lag sich in den Armen. Eine positive Atmosphäre! Jedenfalls gab es die Gruppe Bärchen und die Milchbubis, dieser Beutel war wohl eine Hommage an die Band. Die Sängerin Annette wurde später Art-Direktorin bei der ‚Brigitte Woman‘. Die treten jetzt auch wieder auf! Dieser Bär, der da hing wie ein Kinderbrustbeutel, der gefiel mir gut.“



„Ich hatte immer das Vergnügen, dass ich durch meine Präsenz als Fotograf an vielen Orten bekannt war wie ein bunter Hund. Ich bin in alle Veranstaltungen reingekommen und konnte auch hinter die Kulissen gucken. Der Backstage-Bereich bei dieser Miss-Wahl war für mich natürlich viel spannender: die Aufregung, viele junge Damen, die alle möglichen Veranstaltungen abgeklappert haben. Die haben an einem Tag die Miss-Wahl gemacht, dann waren sie bei der Wahl zum ‚Jeans-Girl von Hannover‘, dann das ‚Partygirl der Nacht‘. Die kannten sich alle, waren befreundet – aber wollten auch wissen, was die anderen gerade auf der Bühne gemacht haben. Die Perspektive fand ich spannend. Ich weiß heute noch, wie angespannt die waren, als sie dort hinschauten, wo sie sich dann selbst zu präsentieren hatten.“





„Die beiden gehörten zum erweiterten Freundeskreis. Die haben sehr, sehr viele Partys gefeiert. Da kamen sie gerade frisch aus dem Urlaub und waren so dermaßen brutzelbraun. So sahen manche Leute in den Achtzigern eben aus, das war nicht atypisch; so 'n bisschen aufgebrezelt, Haare walle-walle, ein bisschen Schmuck, ein bisschen Chichi. In meiner Wahrnehmung stachen die beiden zwar heraus – für die Zeit waren sie aber gar nicht so ungewöhnlich.“

„Das ist Annette Benjamin, die Sängerin von Hans-A-Plast. Heute kümmert sich Annette wieder mehr um Punk und Musik, sie ist dreifache Mutter geworden und hat dann viele bürgerliche Jobs gemacht. Das ist eine richtig toughie Punklady gewesen. Das war damals ein Konzert mit dem Namen ‚No Fun‘, von einem Hannoveraner Veranstalter, Klaus Rütgen. Der hatte diesen Veranstaltungsort namens Rotation, eine alte Halle, in der früher mal die Rotation der ‚Hannoverschen Allgemeinen Zeitung‘ untergebracht war. Zu Hans-A-Plast und anderen Musikgruppen hatte ich immer eine gute Beziehung, das war damals eine sehr angesagte Band – und ich durfte immer backstage, wegen meiner Fotos.“



„Das Schlammcatchen wurde in der Diskothek ‚Broadway‘ veranstaltet, die haben sich immer irgendwas einfallen lassen, um Publikum anzulocken. Das war ein Event, bei dem die Leute völlig durchgedreht sind. Man muss sich vorstellen, wie warm es da war, dann die Musik und der Alkoholkonsum. Der Geruch der vielen verschiedenen Parfums, das war damals extrem, viel schlimmer als heute. Es gab sogar Szenen, da wurden Besucherinnen dazu gebracht mitzumachen. Gegen Mitternacht fing das meist erst an, weil die Gäste möglichst lange bei der Stange gehalten werden sollten. Heute kann man sich so ein Oben-ohne-Schlammcatchen vielleicht gar nicht mehr vorstellen. Es ist ein Stück Geschichte, aber wir können sie auch kritisch betrachten. So ungewungen wie damals würde ich da heute nicht mehr drangehen. Zum Nachtleben gehörte das in den frühen Achtzigern aber einfach dazu.“

„Das sind die 39 Clocks, eine der ersten Undergroundbands in Deutschland – diese Zuordnung haben sie selbst getroffen. Aber das spielte dann auch keine große Rolle mehr. Die Musik ging jedenfalls in die elektronische Richtung. Sie selbst nannten das Neo-Psychedelic. Bisschen abgedreht waren die, besonders der eine, Jürgen. Das war eben ihr Bühnenausfit an dem Abend. Auf der Bühne wirkten sie introvertiert, alles sollte in Schwarz-weiß sein. Konnte ein bisschen deprimierend sein.“

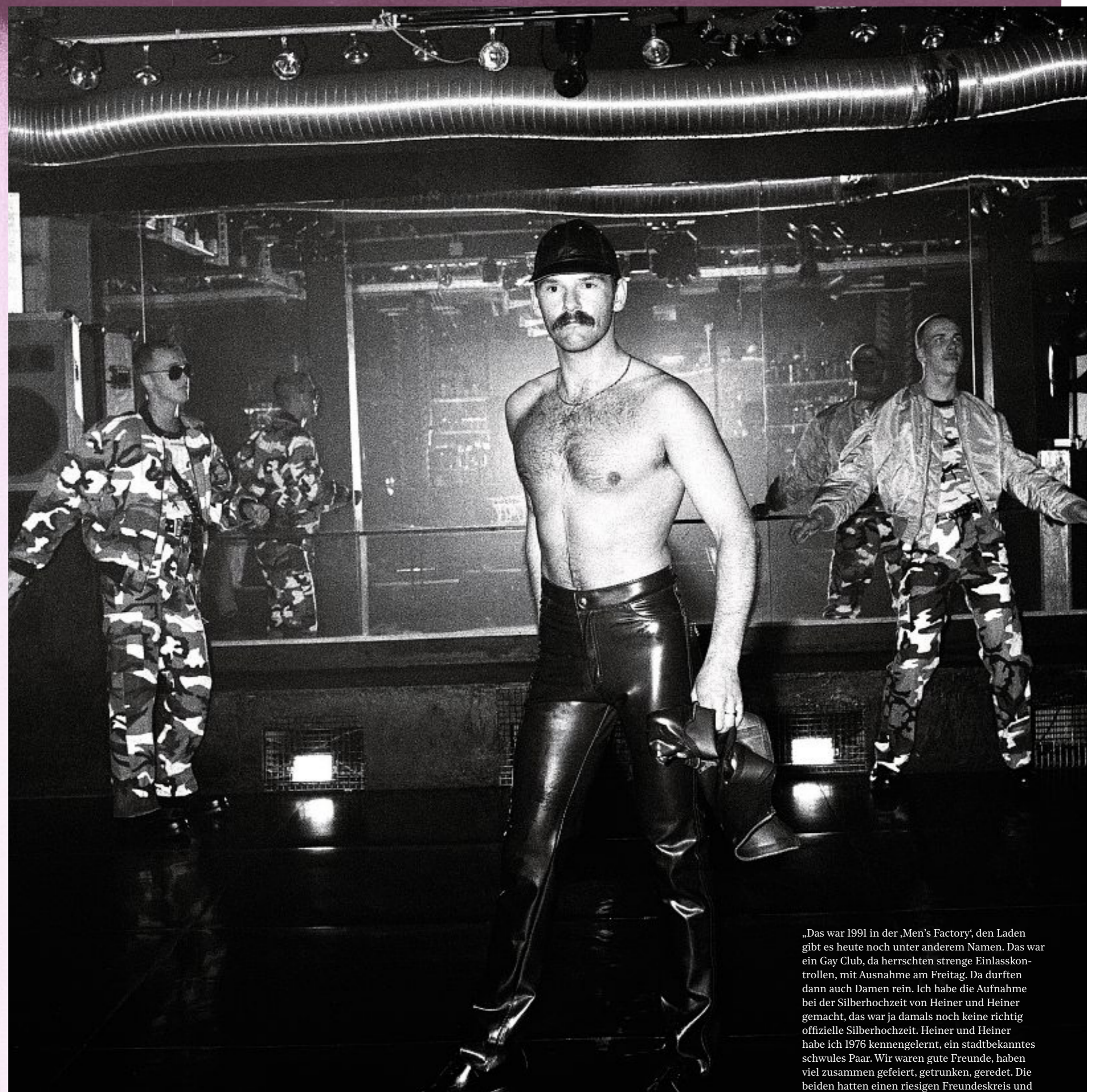




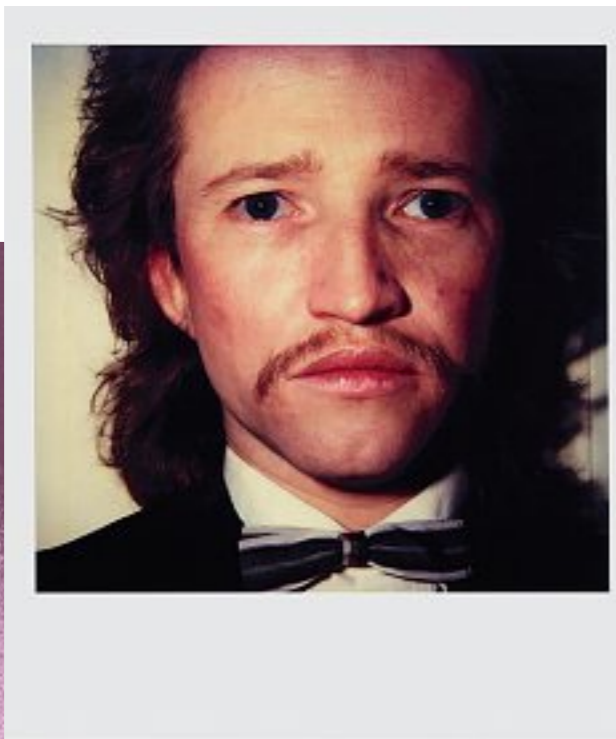
„Kerry habe ich 1979 in einem unabhängigen Jugendzentrum an der Kornstraße kennengelernt. Sie gehörte zur Punkszene und hat in einem Musikverlag gearbeitet. Wenn Bands in Hannover gespielt haben, hat sie die betreut. Und Kerry hatte eine Boutique, die hieß Xentrix. Sie flog nach London, kaufte dort die Punkgarderobe ein, zum Beispiel Doc Martens und Fred Perry, Gummi, Leder, Plastik. Und in Hannover verkaufte sie das dann. Einen Plattenladen führte sie zwischendurch auch. Das mit der Knarre – das ist ein Geheimnis, das ich bis heute nicht lüften konnte. Ich hab' ja mit Blitz fotografiert, und die Schreckschusspistole, die Kerry immer dabei hatte, hab' ich erst später in der Dunkelkammer gesehen. Kerry meinte immer, sich mit der Schreckschusswaffe beschützen zu müssen. Eine nette, freundliche, abgedrehte und bis zum heutigen Tag liebevolle Freundin für mich. Sie lebt heute auf Fuerteventura, weil sie von ihrer Rente hier nicht leben kann – sie hatte ja einen eher unsteten Lebenswandel. Dort lässt sie es sich gutgehen.“

„Links oben, das war der erste Punk, den ich je fotografiert habe, und das kam so: Ich wollte die ‚Rote Kuh‘ hier in Hannover fotografieren, das war morgens um zehn, halb elf. Da ging die Tür auf – und auf einmal kamen da zwei Punks raus. Die sahen aus, wie sie aussehen mussten, bisschen angemalt, wilde Haare, Zigaretten. Ich dachte mir: Wenn nicht jetzt, dann nie! Ich hab' wirklich alles an Kraft und Energie zusammengenommen, mein Herz ging rabumm, rabumm, rabumm. Aus heutiger Sicht finde ich das total lustig. Aber damals waren Punks für mich etwas Fremdes. Und wegen meiner Glasknochen war ich immer sehr vorsichtig. Ich hab' sie also angesprochen. ‚Kann ich von euch ein paar Bilder machen?‘ Und er sagte: ‚Ey, Alter, weißte! So geil sind wir doch auch nicht. Aber weißte was? Du machst'n paar Bilder, dann gehen wir aber noch mal rein und trinken ein Bier zusammen – und das bezahlst du!‘ So einfach ist es dann gewesen. Ich hab' die Bilder gemacht, wenig später saßen wir, morgens um zehn, in der Kneipe. Der Punk, das erfuhr ich, hieß Crazy Baby Doc. Er hatte auch mal die Namen ‚Schwanz kannsss‘, ‚Little Baby Doc‘, ‚Doc‘. Ich hab' ihnen dann angeboten, dass sie Abzüge bekommen. Doc meinte: ‚Ich hol' die bei dir ab, dann weiß ich, dass ich die auch kriege.‘ Er hat mich dann mit zu einem Konzert genommen, ein paar Wochen später. Ich hatte Angst um mein Leben und Angst um meine Kamera. Aber von da an war ich dabei. Doc gibt's immer noch, er ist Künstler unter dem Namen Art D.Sade, wir haben gestern Abend noch telefoniert. Und ich habe als Vorbereitung für sein nächstes Konzert Aufnahmen von ihm gemacht.“

„Einsame Menschen irgendwo am Tresen – wenn ich die sehe, denke ich immer an Edward Hopper. Einzelne Personen da, wo vorher der Bär steppte, das hat ja immer etwas Einsames an sich. Das Bild hab' ich irgendwann nachts um drei oder vier Uhr gemacht, im ‚Casablanca‘. Der junge Mann hat damals auf seine Freundin gewartet, die in der Kneipe gearbeitet und noch aufgeräumt hat. Er war wirklich der letzte Gast. Und wartete nur darauf, dass er mit seiner Freundin nach Hause gehen konnte. Das ‚Casablanca‘ nannte sich selbst ‚Die kleinste Diskothek Deutschlands‘; da waren damals Keith Richards, Grace Jones, Andy Warhol zu Gast – die Bilder hingen da als Beweise an der Wand, viele davon habe ich gemacht. In dieser Bar haben sich viele verloren, im Alkohol oder in der Nacht, oft war man noch auf der Suche nach einer Frau oder einem Mann. Bodo Linnemann, der Wirt, hat das ‚Casablanca‘ 37 Jahre lang geführt. Er hat eigentlich dort gelebt – und für das ‚Casa‘ gelebt.“



„Das war 1991 in der ‚Men's Factory‘, den Laden gibt es heute noch unter anderem Namen. Das war ein Gay Club, da herrschten strenge Einlasskontrollen, mit Ausnahme am Freitag. Da durften dann auch Damen rein. Ich habe die Aufnahme bei der Silberhochzeit von Heiner und Heiner gemacht, das war ja damals noch keine richtig offizielle Silberhochzeit. Heiner und Heiner habe ich 1976 kennengelernt, ein stadtbekanntes schwules Paar. Wir waren gute Freunde, haben viel zusammen gefeiert, getrunken, geredet. Die beiden hatten einen riesigen Freundeskreis und haben eine Szene-Kneipe betrieben, ‚Chez Henri‘. Die Silberhochzeit war aber an einem Sonntagmittag, das war ein Who's Who der Hannoveraner Schwulen-und-Lesben-Szene, von Jung bis Alt. Das war toll, in dem Freundeskreis waren alle sehr aufmerksam im Umgang miteinander. Heiner und Heiner haben sich auch in der Aids-Prävention engagiert – zu einer Zeit, als das noch nicht selbstverständlich war.“



Der Mann hinter der Kamera: Selbstporträt von Burkhardt Rump, 1981. „Wenn du meine Frau Silvia fragst, die mich ja damals schon kannte, die würde dir sagen: Ich war eigentlich ein richtig durchgeknallter Normaler. Mit Hemd und Fliege bin ich damals auch zur Arbeit gegangen.“ Sein Buch „Wilde Zeiten“ kann man über die Adresse burkhardt.rump@googlemail.com bestellen.

e

Ein bisschen surreal ist es schon, dass man mitten in Hannover, in einer ganz alltäglichen Wohnsiedlung, in die man gut mit dem Linienbus fahren kann, aussteigt, zu einem Einfamilienhaus läuft, hintenrum geht, am schmalen Garten vorbei und über die kleine Terrasse, durch die Hintertür – und plötzlich in einem fabelhaften Fotoarchiv steht. So eines, dass man meinen könnte, nicht durch eine gewöhnliche Tür, sondern durch eine Linda-de-Mol-Zauberkugel-Zeitmaschinentür gegangen zu sein, weil jetzt alles schwarz-weiß ist. Und der freundliche Rentner, der einen zuvor begrüßt und hineingeführt hat in dieses Archiv, verwandelt sich vom pensionierten Informatiker in einen Dokumentar vergangener Zeiten, in den Fotografen, der all das festgehalten hat: die Punks in den frühen Achtzigern, das Bier und die Bands; die Gay-Partys, auf denen die Männer prächtige Schnauzbärte trugen und Lederwesten und nicht viel mehr; dann die Aufnahmen vom Schlammcatchen, halbnackte Frauen in Planschbecken, das Publikum hält sich unter einer Plastikplane fest, damit es nicht angespritzt wird.

Hier, im Erdgeschoss seines Hauses irgendwo in Hannover, ist Burkhardt Rumps Reich. Hier bewahrt er sein Werk auf. Fotografien, aus den Siebzigern bis heute.

Er war immer mit seiner Kamera unterwegs, schon als Junge. Es war auch immer eine zu Hause – wegen der Familienfotos. „Das war der Stolz meiner Eltern auf ihre fünf Kinder“, sagt Rump, der zwei jüngere und zwei ältere Geschwister hat. Er wurde 1952 geboren, in den Fünfzigern putzten die Eltern ihre Kinder heraus für die Bilder. Eine Kamera war allgegenwärtig. Irgendwann bekam Burkhardt eine alte Agfa Box geschenkt, da war er vielleicht elf, und er fotografierte seine Freunde auf allen möglichen Ausflügen, es wurde sein Hobby. Seine Umgebung, die er festhielt, war dieselbe Umgebung wie heute: Hannover.

Rump ist mit einem gentechnischen Defekt zur Welt gekommen: Glasknochen. „Ich konnte nicht über Gräben springen oder auf Bäume klettern. Meine Umgebung musste ich anders entdecken.“ Das hieß: Schreiben, Lesen, Fotografieren. Für ihn ist das Bestandteil seiner DNA, „weil ich mit der anderen DNA nicht so viel Glück hatte“. Nach dem Volksschulabschluss machte er eine Verwaltungslehre. „Für mich war klar: Von dem Geld, das ich da verdiene, kaufe ich mir eine ordentliche Kamera.“ 800 Mark hatte er sich am Ende zusammengespart für eine Spiegelreflexkamera. „Manchmal musste ich nur einmal um die Ecke gehen – da habe ich schon Dinge gesehen, die ich festhaltenswürdig fand.“

1974 ging Rump in die IT-Branche, lernte das Programmieren. Die Kamera hatte er trotzdem immer dabei, Nebengewerbe. Er ging auf Konzerte, fotografierte aus dem Graben heraus, machte Bilder, die seinen Ansprüchen eigentlich nicht genügten. „Ich merkte: Selbst ein mieses Bild von Prince ist für Prince-Fans noch ein geiles Bild.“ Aber er wollte das nicht. „Ich wollte lieber die ganz normalen Leute zeigen.“ Was normal ist, ist freilich Auslegungssache – man kann schon behaupten, dass Rump an die Ränder ging. Er fotografierte viel in der Nacht, ging dorthin, wo es dreckig war, abseitig oder anders. Wo Menschen sich gehen ließen. „Wilde Zeiten“ heißt darum auch das Buch mit seinen liebsten Fotografien der Jahre 1979 bis 1992. Dabei hat er sich selbst nie besonders wild gefühlt, eher wie ein Beobachter zwischen lauter Wilden, der immer noch das Medium dazwischen schweben ließ, seine Kamera, sein Schutzschild. Klein wie er war, vorsichtig wie er ohnehin sein musste, war er zwar mittendrin, aber nur als Dokumentar. Er konservierte Momente.

In seinen wilden Zeiten fotografierte Rump meist mit einer Mittelformatkamera – mit Blitz. So machte er Bilder, die ihresgleichen suchen: mal spontan, mal düster, dann wieder so nah dran, dass man das klebrige Bier und den Zigarettenrauch förmlich riechen kann.

Sein Anspruch? „Für mich ist immer die wichtigste Frage: Was sehe ich, was finde ich fotografierenwert? Und beim Entwickeln frage ich: Welches ist das Bild, das mir am besten gefällt?“ So hielt er es auch mit seinen Schülern an der Volkshochschule. In Foto-Kursen versuchte er, ihnen ein Gefühl für das eigene ästhetische Empfinden zu vermitteln. Seine Vorbilder: Diane Arbus, Richard Avedon, Robert Mapplethorpe. „Schwarz-weiß, quadratisch. Das fand ich immer großartig.“ Auf seinen Fotos ist die Entwicklung zu erkennen, wie er auf die Straße ging, erst Graffiti festhielt, dann ihre Urheber: Punks. Wie sie seine Bilder mochten, ihn zu Konzerten mitnahmen, wie der schmale Mann mit der Kamera zum Partyinventar wurde. Wie er seinen künstlerischen Anspruch formte und wie er vom Bewahrer des Moments zu einem wurde, der den Moment selbst schuf.

Heute lebt er mit seiner Frau immer noch in Hannover, verbringt Zeit mit seinen Enkelkindern. Aber die Bilder sind noch da, hier unten, die Bilder überdauern. Er könnte in seinem Keller eine Dunkelkammer aufbauen, mit Vergrößerungsgeräten, Schalen, Dunkelkammerleuchten, alles da. „Ich müsste nur ein bisschen auspacken und herrichten.“ Dann könnte er gleich wieder loslegen. ◀



JUDE LAW

Brioni Atelier: 74 Neue Mainzer Strasse, Frankfurt

Brioni

## AERO D

Schon 2016 entwarf der kalifornische Designer Lukas Scherrer, der eigentlich aus Zürich kommt, das Regal Aero für die italienische Marke Living Divani. Die Bretter sind allerdings nicht aus Holz, sondern aus einem wabenförmig verstärkten Aluminium, eine Technik aus der Raumfahrt. Sie sind leicht und dennoch stabil. Nun hat sein Studio Shibuleri in San Francisco die Kollektion um den Schreibtisch Aero D erweitert, dessen Platte wirklich aus dunkel gefärbtem Kastanienholz besteht und durch Regalelemente ergänzt werden kann.



## YUUTO

Ein Vierteljahrhundert besteht das österreichische Designertrio EOOS in diesem Jahr. Martin Bergmann, Gernot Bohmann und Harald Gründl, die ihr Studio nach einem der vier Pferde benannt haben, die den Wagen des Sonnengotts Helios in Ovids „Metamorphosen“ ziehen, sind bekannt für ihre minimalistischen, fast poetischen Arbeiten. Auch die Konsole Yuuto (für Walter Knoll) ist scheinbar schlicht und einfach gehalten, hat aber einen Bezug aus wertigem Sattelleder – damit beim Schreiben kein Papier verrutscht und kein Stift wegröllt.



## LIV

Liv ist das schwedische Wort für „Leben“, und genau das soll der skulpturale Beisteller von Ola Giertz sein: ein Möbelstück für alle Lebenslagen. Der hölzerne Begleiter besteht aus drei geometrischen Formen, einem Zylinder, der Stabilität gibt, einem Rechteck mit abgerundeter Ecke und obendrauf einem Kreis. Der Designer aus Helsingborg bietet sein Werk über die schwedische Marke Blå Station in naturbelassenem Eichen- und Eschenholz an – oder in einer Vielzahl von Farben von Gelb über Orange und Rot bis zu Grün oder Blau.



## FLOATER

Mit einem Sofa fing es an. Das entwickelten die Französin Pauline Deltour und ihr Studio in Paris für das sogenannte Cor Lab, mit dem sich das von Leo Lübke geführte Familienunternehmen mit den neuen Gegebenheiten im Büroalltag auseinandersetzt. Markant sind vor allem die gepolsterten Außenwände, die den Schreibtisch zu einem Ruhepol machen und konzentriertes Arbeiten auch zu Hause ermöglichen. Deltour nennt ihren Entwurf „eine kleine Oase für die Work-Life-Balance“.



Fotos: Unternehmen

# HOME WORK

Von Peter-Philipp Schmitt



Jeder Vierte in Deutschland arbeitet weiter regelmäßig oder gelegentlich nicht im Büro, sondern zu Hause. Darauf haben auch Designer und Hersteller reagiert – mit kleinen funktionalen Schreibtischen.



## HARRI

Auch Harri ist eine ganze Kollektion, mit Tischen, Stühlen, Schränken, Vitrinen und sogar einem Barwagen. Peter Fehrentz arbeitet daran schon seit vielen Jahren. Neben einem Sekretär mit Fächern und Schüben hat er jetzt für die Hamburger Marke More von Bernhard Müller auch diesen Schreibtisch gestaltet. Er hat drei großzügige Schubladen, das Gestell ist aus anthrazitfarbenem pulverbeschichtetem Stahl, die furnierten Platten in Eiche oder Nussbaum sind entweder geölt und gewachst oder matt lackiert. Für die Zierleisten hat Fehrentz Massivholz gewählt.



## BAGUETTE

Auch wenn es um das bretonische Brüderpaar Ronan & Erwan Bouroulec etwas ruhiger geworden ist: Die beiden entwerfen weiterhin jede Menge neuer Produkte. Für ihren vielseitig einsetzbaren Tisch (für Magis) haben sie für die Platte ein ungewöhnliches Hightech-Material verwendet: Fenix. Es sind Acrylharze, die durch einen Elektronenstrahlhärtungsprozess gehärtet werden. Die weiche Oberfläche ist sehr widerstandsfähig, kleine Kratzer lassen sich entfernen, auch Hitze macht dem Werkstoff wenig aus.



## PEGASUS

Der kleine Schreibtisch aus dem Jahr 2014 ist fast schon ein Klassiker. Entworfen haben ihn die Ippolito Fleitz Group (Peter Ippolito und Gunter Fleitz) aus Stuttgart und die in Düsseldorf geborene Tilla Goldberg. Statt einer Platte hat das Möbelstück (für Classicon) eine Oberfläche aus Kernleder, die sich aufrollen oder umklappen lässt, um die darunter liegenden Fächer freizugeben. Dort ist genügend Platz für Papier und Bleistift, fürs Laptop samt Ladestation und auch die Stromversorgung. Abends verschwindet das Tagwerk mit wenigen Handgriffen wieder.



## TWIN

Auch der aus Malta stammende Gordon Guillaumier hat einen linearen Schreibtisch geschaffen. Das leicht asymmetrisch versetzte und abgerundete Gestell aus Stahl schimmert bronzefarben, die Arbeitsfläche ist mit Leder überzogen. Zusätzlich gibt es Fächer und Nischen, um darin zum Beispiel Dokumente, Umschläge oder Stifte aufzubewahren. Guillaumier, der seit 20 Jahren ein eigenes Studio in Mailand hat, arbeitet schon lange für die italienische Marke Frag, für die er eine Reihe von Stühlen, aber auch das Tagesbett Hudson gestaltet hat.

## BOND

Noch ein Entwurf für das Cor Lab (siehe Floater). Die Idee für eine Serie von Beistellischen kam dem Studio Aust & Amelung, hinter dem Miriam Aust und Sebastian Amelung stecken, beim Blick in die eigene Werkstatt, mit vielen unterschiedlichen mobilen „Möbeln“, die von allen genutzt werden und zu keinem festen Arbeitsplatz gehören. So entstand auch dieser Laptoptisch (für Cor), dessen Arbeitsplatte stufenlos höhenverstellbar ist und der dank seiner Räder überall mit hingezogen und -geschoben werden kann.



## NUBO

Was wie eine kleine Mappe wirkt, ist ein Wandsekretär. Zugeklappt ist das Werk des Designerduos GamFratesi nur 14 Zentimeter tief, aufgeklappt bietet es eine Arbeitsfläche mit Kabeldurchlass und Halterung für Dokumente und Geräte wie Tablet oder Smartphone. Ursprünglich bot Ligne Roset den Entwurf der Dänin Stine Gam und des Italieners Enrico Fratesi in Eiche natur mit hellblauer Wolle an, jetzt gibt es das platzsparende Wandelement auch in Eiche dunkel mit schwarzem Bezugstoff.



## ANY DAY

Ein Stück Holz, das auf einem Metallgestell aufliegt – reicht das schon, um als Möbel, etwa als Tisch, durchzugehen? Ja, sagt der Franzose Christophe Pillet. Ganz so einfach macht er es sich allerdings nicht, seine Kollektion veredelt er noch mit einigen Details. Und er legt Wert auf die Proportionen seiner Tische und Konsolen, die Flexform mit einem Gestell aus Edelstahl und einem Furnier aus Canaletto Nussbaum anbietet. Auch den Schreibtisch mit seinen Schubladen gibt es in verschiedenen Ausführungen. Die Platte kann aus Holz oder aus Marmor sein.



## OUTLINE

Kristina Dams Schreibtisch steht am besten mitten im Raum. Dann kommt die graphische Linienführung ihres Werks besonders gut zur Geltung. Das Credo der Dänin, die von Hause aus Grafikdesignerin ist und deren Studio sich seit 2012 unweit von Kopenhagen in Hvidovre befindet, lautet „skulpturaler Minimalismus“. Ihr Schreibtisch hat einen einfachen Stahlrahmen, in den die Tischplatte und die Schubladen aus massivem Eichenholz eingeschoben werden.



## BUREAU

Ein Schreibtisch, der sich einfach zuklappen lässt: Das war die Idee des finnischen Designers Esa Vesmanen. Die Arbeitsfläche seines Schreibtischs mit Beinen aus Nussbaumholz lässt sich zudem noch ausziehen. Darüber hinaus hat er ihn mit einem LED-Licht im Inneren ausgestattet, so dass man ihn abends nutzen kann. Der italienische Hersteller Horm bietet ihn in Weiß, Grau und Rot an.

## ARITA

In einer Ecke des Tisches fehlt ein Stück, auch ein Bein hat der aus Guatemala stammende Luis Alberto Arrivillaga extra versetzt, um sein Werk interessanter wirken zu lassen. Sein Schreibtisch ist zugleich auch Konsole, die gut in einem schmalen Hausflur stehen kann. Die Platte ist entweder mit einem Nussbaumfurnier überzogen, aus Glas oder in einer Burgunderfarbe lackiert. Hersteller ist das schon 1921 gegründete Familienunternehmen Frag.



## PETIT BUREAU EN FORME LIBRE

Schon 1938 begann Charlotte Perriand, die lange nur wegen ihrer Zusammenarbeit mit Le Corbusier wahrgenommen wurde, frei im Raum stehende Tische zu entwerfen. So entstand in den Fünfzigerjahren auch dieser abgerundete Schreibtisch ohne Ecken und Kanten. Die Pariserin sah in ihm eine kleine Insel, an der man frei und ungebunden arbeiten kann. Das Möbelstück aus Canaletto Nussbaum natur mit seidenmatter Oberfläche oder mit matter Lackierung hat der italienische Hersteller Cassina – nur leicht überarbeitet – in seiner Kollektion „Cassina i Maestri“ mit alten Meistern und Meisterinnen neu aufgelegt.



Santino (links) bei der Arbeit im Atelier von Edward Sexton. Der Zweundzwanzigjährige macht eine Ausbildung zum Coatmaker. Dominic Sebag-Montefiore (oben, rechts) ist seit 14 Jahren Creative Director bei Edward Sexton – dem Maßschneider-Geschäft, das der Savile Row in den Siebzigerjahren wieder zu Bedeutung verhalf.

Die Straße der Maßschneider in London hat schon viele Krisen überstanden. Die Pandemie setzte ihr jedoch besonders zu. Hat der Maßanzug noch eine Zukunft? Ein Besuch in der Savile Row.

# Nach Maß

Von Caroline Jebens, Fotos Lucas Bäuml

Am Anfang der Kurve ein glattes Haus. Die Fensterflächen sind schwarz verklebt, in feinen weißen Lettern steht auf Folie: Iconic Retail Opportunity – also keine einzigartige, nein, eine „ikonische“ Gelegenheit für Einzelhandel. Ein ziemlich selbstbewusstes Adjektiv für eine Werbefläche. Das schwarz verklebte Haus steht unterhalb einer Reihe von Häusern entlang eines schmiedeeisernen Zauns, auf dessen Schnörkel ein Straßenschild angebracht ist: Hier, mitten in London, fußläufig zu Buckingham-Palast, Piccadilly Circus und dem Schwulenviertel Soho, im Botenschaftsviertel Mayfair, befindet sich die Savile Row – die tatsächlich ikonische Straße der britischen Maßschneider.

Seit rund 300 Jahren ist sie das Herz der britischen Kleidsamkeit, benannt nach der Ehefrau des dritten Earl of Burlington, der die Straße kaufte. Damals war sie umgeben von Parfümerien, Schustern, Juwelieren und Perückenmachern; heute ist sie umgeben von Designerläden, Galerien, Juwelierketten. Hier werden die Roben und Anzüge für das Militär, für Aristokraten, Politiker und Künstler geschneidert. Die Savile Row hat Kriege, Revolutionen, Industrialisierung und Krisen durchlebt; doch das Geschäft mit dem perfekten Anzug blieb.

Bis zum Jahr 2022. Zum ersten Mal in der Geschichte des „shopping baskets“ („Einkaufskorb“), mit dem das Office for National Statistics die Inflation misst, wurde der

Herrenanzug von der Einkaufsliste gestrichen. Durch die Pandemie waren zu wenige von ihnen gekauft worden, um sie im repräsentativen Warenkorb des Landes zu berücksichtigen. Die Kluft der Banker, Politiker und Upper Class: Wer braucht sie, wenn London stillsteht?

Was bedeutet das für den Herrenanzug? Wer trägt ihn noch? Und wenn ja: wann, wo und wie? Und welchen Platz hat der maßgeschneiderte Anzug zwischen Designeranzügen, Maßkonfektion und Anzügen von der Stange?

Dunkles Jackett, weißes Hemd, Hose. Das ist der Stil des modernen Manns. Geprägt hat diesen schlicht eleganten Stil George Bryan Brummell, ein Dandy seiner Zeit. „An seiner Kleidung gab es nichts Besonderes, außer einer exquisiten Passform“, schrieb der Dichter Lord Byron über Beau Brummell. Von dieser Idee lebt die Savile Row noch heute: Die Kleidung passt sich dem Körper an, nicht andersherum, wie es Konfektionsgrößen heute von Körpern verlangen. Der Anzug hatte einen demokratisierenden Effekt. Männer verschiedener Schichten trugen zumindest eines: Anzug. Wer sich etwas feiner kleidete, konnte aufsteigen. Königin Viktoria war eine Freundin des schlichteren Stils, der sich gegen das Flamboyante der französischen Absolutisten stellte (wenig abend, dass ihr Sohn, der spätere König Eduard VII., für seinen extravaganten Stil als Dandy-Prinz berühmt werden sollte).

Während Paris sich zur Metropole für Damenmode entwickelte, wurde London stilprägend für Herrenkleidung.

Garant dafür ist bis heute die Savile Row. Als in den Neunzigern junge neue Schneider sich zu etablieren suchten, wurden sie gefördert. Als es zehn Jahre später keinen Nachwuchs mehr gab, wurde die Savile Row Bespoke Association gegründet. Und als Ketten und Designerboutiquen versuchten, sich auf die Straße einzukaufen, wurde 2016 eine Special Policy eingeführt. Wer einen Laden dort haben will, darf keinen Maßschneiderladen ersetzen: „Die neuen Mieter sollten maßgeschneiderte, einzigartige Produkte in limitierter Auflage oder Unikate verkaufen.“ Nur ein Café durfte gegenüber den polierten Fenstern eröffnen. Auf der Seite sind einige Verkaufsfenster weiß verklebt. Entsteht Neues zwischen Altbewährtem?

In der weiß verklebten Nr. 35 soll im Herbst das einstige Infant terrible einziehen: Edward Sexton. 1969 eröffnete Tommy Nutter sein Atelier mit Sexton als Partner – einen Monat nachdem die Beatles ihr letztes Konzert auf dem Dach der Nr. 3 gespielt hatten. Die Siebziger stürzten die Savile Row in eine fundamentale ästhetische Krise. Denn die Maßschneiderstraße stand für das Old Establishment, Anzüge im Stil der Fünfziger. Die Teddy Boys und Mods aus der Carnaby Street nebenan wollten sich nicht kleiden wie ihre Väter. 1967 verurteilte die Menswear



➔ **HUNTSMAN** Taj Phull, Geschäftsführer von Huntsman, im Studio über dem Ladengeschäft. Gegründet 1849, gilt der Laden als einer der teuersten Maßschneider. Für den Film „Kingsman“ kleidete er Colin Firth als Spion ein. Oft trifft man Filmfans an, die sich vor dem Haus Nr. 11 fotografieren.



➔ **HENRY POOLE** Simon Cundey (rechte Seite, linkes Bild) arbeitet im Geschäft seiner Familie, seit er 16 Jahre alt war. Im Archiv des Hauses, das als ältester Maßschneider der Savile Row gilt, findet er schnell die Bestellung des Dandy-Prinzen, der den mutmaßlich ersten Dinner Suit orderte. Thomas Pendry, Cutter & Director (rechts), trägt zur Arbeit einen Dreiteiler.

Association of Britain den Stil dieser Zeit: „Wir dürfen uns nicht von diesen Moden leiten lassen, die Männer wie perverse Pfaue aussehen lässt.“ Nutter wollte die eigentlichen Aristokraten der Siebzigerjahre für sich gewinnen: Rockstars und Künstler. Und die wollten andere Formen, andere Farben. Nutter kombinierte rücksichtslos Stoffmuster, entwarf eine schlanke Silhouette, immer im Sinn: Mick und Bianca Jagger. Wie James Sherwood in „Savile Row: The Master Tailors of British Bespoke“ schreibt: „Es war der perverse Pfau Tommy Nutter, der der Savile Row 1969 wieder zum Aufschwung verhalf.“ Sexton übernahm den Laden Mitte der Siebziger und expandierte nach New York, wo das Klientel im „Studio 54“ tanzte. 1992 starb Nutter an Aids; Sexton zog von der Row nach Knightsbridge. Dort befindet sich immer noch das Atelier.

Im ersten Stock gegenüber der Baustelle Nr. 35 hat Dominic Sebag-Montefiore ein kleines Büro eingerichtet. Er ist Kreativdirektor von Edward Sexton, seit 14 Jahren arbeitet er für das Atelier. Neben einem gelben Sofa hängt die Ready-to-wear-Kollektion. Ein Bild von John Lennon und Yoko Ono steht in der Ecke. Sebag-Montefiore trägt ein Denim-Shirt, Apple-Watch und cognacfarbene Loafer aus Wildleder; für die Fotos, die im Atelier in Knightsbridge aufgenommen werden, wird er im hellgrauen Anzug erscheinen. Das Atelier am Beauchamp Place wird auch bleiben. Dort werden die Kunden empfangen, ausgemessen, die Maßanzüge genäht. In der Savile Row soll es allein einen Laden für die Ready-to-wear-Kollektion geben. Anzüge, die nicht von Grund auf konzipiert, sondern nur angepasst werden. Stoff und Schnitt sind vorgegeben.

Diese Kollektion ist das Resultat der Pandemie, sagt Sebag-Montefiore. „Wir konnten nicht reisen, und wir konnten keine Menschen berühren.“ Beides aber ist für Maßschneider unabdingbar. Er zeigt einige Modelle:

Grapefruit, Samt, Cord, Olivgrün, mit breitem Revers. Die bunten Anzüge verkauften sich gut, denn wer kauft sich schon solche Kleidung im Lockdown? Verrückte. Also: Anzüge für Verrückte.

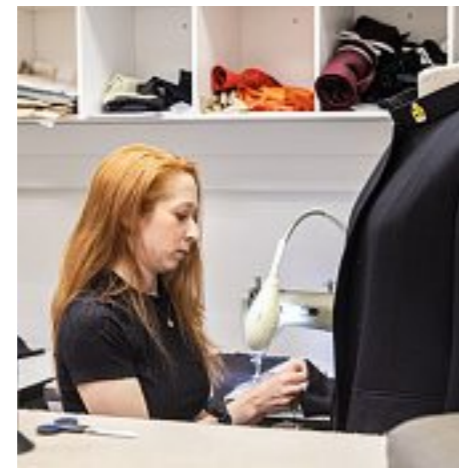
Hat also der klassische Anzug ausgedient? „Der Anzug, wie wir ihn kennen, ist tot. Marks & Spencer verkauft ihn nicht mehr. Für uns ist das großartig, denn das bedeutet, dass man endlich Spaß haben kann.“ Heute gebe es viele Mikrostrukturen. „Die wollen keinen Anzug von der Stange. Sie wollen etwas Authentisches.“ Die Anzüge kosten 1500 Pfund; das ist weitaus günstiger als ein maßgeschneiderter Edward Sexton, der bei 6000 Pfund liegt. Die Kollektionsanzüge werden in Italien und China hergestellt. Untergräbt das nicht, wofür die Straße steht? „Man bekommt einen Geschmack von dem, was der maßgeschneiderte Anzug ist. Aber man muss erst einmal bereit sein, sich einen zu leisten.“ Er meint damit nicht nur den Preis. Ein Maßanzug ist auch zeitaufwendig: eine Stunde Maß nehmen, beraten, drei Fittings. Etwa drei Monate dauert es dann, bis er fertig ist; wer auf einem anderen Kontinent lebt, kann auch mal mehr als ein halbes Jahr warten – vor jeder Anpassung muss anprobiert werden.

„Früher war der Anzug ein Initiationsritus“, sagt Sebag-Montefiore. „Um einen jungen Mann wurde ein Kleidungsstück konstruiert, das definieren sollte, wie er fortan in der Welt gesehen werden würde.“ Ein guter Schneider müsse verstehen, wer dieser Mann vor ihm ist, wer er sein könnte – und wie sich diese Bedeutung in Schnitt, Stoff und Details übertragen lasse. Der Anzug als Inbegriff der Männlichkeit also? „Als Schönheit der Männlichkeit.“ Heißt? „Einige sehen sich durch solch einen Anzug sehr gerne als James Bond. Einen Alkoholiker, der dich umbringen könnte, Zigarren raucht und Autos liebt? Diese Männlichkeitsvorstellung ist doch passé.“ Etwas anderes mache

die Bond-Figur reizvoll: Er sei ein Mann mit einer Aufgabe, ein Mann auf der Suche. Darin finde sich eine viel interessantere Vorstellung von Männlichkeit: in welche Beziehung er sich selbst zur Welt setzt. Was heißt das konkret für seine Anzüge? „Dresscodes in London sind sehr strikt. Einerseits gibt es die Member's Clubs, die verlangen, dass Hemd oder Jackett getragen werden; andererseits würde man im Osten Londons so nirgends reingelassen werden. Ich möchte einen Anzug, dessen Träger darüber schwebt.“

Vor der Tür von Nr. 11 machen asiatische Touristen Selfies mit dem goldenen Huntsman-Schild. Vor acht Jahren stattete der Schneider die Spione im ersten „Kingsman“-Film aus; einst stand er für jagende Aristokraten, dann für Hollywood. Im ersten Stock ein geräumiges Studio, die Wände in Glencheck tapeziert, eine Bar im Eck, darauf Kübel mit Champagnerflaschen. Auf der Bar sitzt ein Mannequin im Reiterdress: „das typische Huntsman-Outfit“, sagt Taj Phull, Geschäftsführer von Huntsman & Sons. Auf die Hosen (ohne Naht am Knie) hat Huntsman ein Patent; das Jackett ist tailliert, die Schultern sitzen hoch – der Grundriss des modernen Jacketts. Gegründet wurde Huntsman 1849, am Ende des Ersten Weltkriegs zog das Atelier an die Savile Row. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm Robert Packer das Geschäft von den Huntsman-Söhnen. Er legte fest, dass alle Arbeitsschritte im Haus getätigt werden müssen. Und er erkannte, dass man sich an den Vereinigten Staaten orientieren muss. Neben Anderson & Sheppard kleidete Huntsman die Hollywood-Elite ein: Clark Gable, Gregory Peck, Katharine Hepburn. Der Look der späten Vierziger: grauer Flanell, elfenbeinfarbene Seide, creme-farbene Rehlleder-Schuhe.

Kürzlich lernte der Schauspieler Mark Rylance hier für den Film „The Outfitter“ zwei Wochen lang das Nötigste, um einen überzeugenden Maßschneider zu spielen. „Damit



➔ **DEGE & SKINNER** Die Cutter arbeiten im Erdgeschoss, die Näherinnen findet man in der Werkstatt im Keller. William Skinner (unten links) lässt sich zwischen den Zeremonie-Uniformen für den englischen Hof abbilden.

er Stoff kreiden und schneiden kann“, sagt Phull lächelnd. Durch die Pandemie bekam er einen ungewöhnlichen Kollegen. Er schiebt Mr. Hammick in den Raum, einen Roboter aus Rädern und Tablet, von dem es nur sechs Exemplare auf der Welt gibt. Benannt ist er nach einem verstorbenen Head Cutter. Mr. Hammick kann Kunden effektiv erfassen und ausmessen. „Normalerweise braucht es bis zu zehn Monate, bis wir den Anzug ausliefern können, da zwischen den Fittings teils drei Monate liegen.“ Mr. Hammick halbiere diese Zeit.

Die meisten Kunden leben in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Fernost. Der Mittlere Osten sei im Kommen. Ein Streich der Geschichte: Aus den Ländern, die Großbritannien einst kolonisierte, stammen heute die reichsten Kunden. Nach der Pandemie wird viel Extravaganter gekauft. Phull nimmt zwei Samtjackets von der Kleiderstange: dunkelblau mit weißen Kaninchen, handbemalt, purpur mit Schwänen und Enten. „Die hat ein Kunde für seinen Sechzigsten bestellt, den er in Monaco feiert.“ Im hinteren Teil des Ladens arbeiten sichtbar die Cutter, die Schnittmacher. Adrett angezogene junge Männer mit pomadierten hellen Haaren, wie aus der Zeit gefallen: Weste, Hosenträger, hoher Bund. Schneider und Gentleman, so definieren sie sich. Die Werkstatt befindet sich jedoch im Keller. Dort schneiden die Coatmaker die Jackets. Durch ein breites Fenster fällt Tageslicht von der Straße aus hinein. Unten wird erst klar, wie viele Menschen hier arbeiten. Junge Frauen sitzen an der Nähmaschine, alte Männer am Bügelbrett; ein Mann mit Rastas dampft ein Hosenbein ab, eine Frau mit grauen Haaren sticht. Es rattert und zischt, es wird zügig und ruhig gearbeitet. Hier unten tragen sie Jeans und T-Shirt.

Nach zwei Jahrzehnten an der Cork Street kehrte Henry Poole & Co zurück in die Nr. 15. Der älteste Maßschneider der Straße: 1806 gegründet, seitdem in Familienhand. Simon Cundey ist Geschäftsführer, er spricht fließend Deutsch, seine Frau stamme vom Bodensee, erzählt er schwäbelnd. Vom Chesterfield-Sofa aus blickt man auf eine Fotografie von Winston Churchill im Schaufenster. Churchill war Kunde bei Cundeys Urgroßvater. Was für Anzüge werden hier gefertigt? „Drei Arten: Anzüge für Männer, die immer Anzüge tragen, also Geschäftsleute. Anzüge für Männer, die nie Anzüge tragen, aber zumindest einen anständigen besitzen wollen.“ Cundey unterbricht, er verabschiedet einen Kunden, der Sir David Attenborough sehr ähnlich sieht. „Und der dritte ist der Dinner Suit.“ Der Smoking also, oder im Englischen: „tuxedo“.

Dafür ist Henry Poole & Co berühmt: Der Dinner Suit soll hier erfunden worden sein. Die Geschichte geht so: 1865 bestellte der älteste Sohn von Königin Viktoria bei Henry Poole einen Anzug für einen Abend in Sandringham. Der spätere König Eduard VII. suchte stets von den strikten Dresscodes genau so weit abzuweichen wie gerade möglich. In diesem Fall: ein möglichst kurzes Jackett mit schwarzem Seidenrevers statt der sonst üblichen Fräcke. Als er 20 Jahre später einen amerikanischen Finanzier (vornehmlich wegen dessen attraktiver Frau) zum Dinner lud, fragte dieser bei Henry Poole nach, was zu tragen sei – und ließ sich ebenfalls einen solchen Anzug schneiden. In New York soll er ihn dann im „Tuxedo Club“ getragen haben.

Als im November 2021 die Einreise in die Vereinigten Staaten wieder möglich war, hatte Cundey schon seine ganze Trunk-Show gebucht, also eine Rundreise zur internationalen Klientel. Nachdem er über Monate vor

allem Manschettenknöpfe und Krawatten versendet habe, sei das großartig gewesen. Ein braungebrannter Mann mit schlohweißem Haar betritt den Laden, ein Stammkunde aus New York, Hedgefonds-Manager, seit 25 Jahren lässt er hier seine Anzüge schneiden. Sein erster Anzug? „Das war einer im Stil von John Steeds, aus der Serie ‚Mit Schirm, Charme und Melone‘, hintern ein wenig ausgestellt.“ Das nenne man „the kick“, sagt Cundey. Wie es einen New Yorker zu Henry Poole verschlägt? „It’s a mouth to mouth business.“ Wie Cundey seine Rolle an der Straße sieht? „Fast wie ein Treuhänder. Ich möchte Teil dieser Straße sein, wie sie lebt und atmet, und das an die nächste Generation weitergeben, die wir hier ausbilden.“ Und er hofft, das Geschäft seinen Söhnen übergeben zu können.

Im Schaufenster der Nr. 10 trägt der Torso keinen Anzug, sondern ein kurzärmeliges Leinenhemd in hellem Türkis. Dahinter ragt eine knallrote Uniform mittig in den Raum. Dege & Skinner ist einer der Maßschneider mit „Royal Warrant“, ein Hoflieferant für Militäruniformen. Gegründet wurde die Maßschneiderei vom deutschen Immigranten Jacob Dege. William Skinner stieg mit ein. Im 19. Jahrhundert musste jeder Soldat für seine eigene Uniform aufkommen. Ein Geschäft auf lange Sicht: Die überlebenden Soldaten, die einst günstig eine gute Uniform kauften, würden zurückkommen und sich einen Anzug fürs zivile Leben schneiden lassen.

Heute macht das Geschäft mit den Uniformen etwa zehn Prozent der Aufträge aus, sagt der Geschäftsführer William Skinner. Bei der Geburtstagsparade „Trooping the Colour“ im Juni zu Ehren der Königin trugen die Soldaten beispielsweise die englischen Uniformen im berühmten Rot. Dass sie nun auch ein Leinenshirt im Sortiment



➔ **THE DECK** Daisy Knatchbull verkauft in ihrer Boutique Maßkonfektionen – ausschließlich für Frauen. Sieben Jahre arbeitete sie bei Huntsman, bevor sie ihr eigenes Geschäft eröffnete. Die Neunundzwanzigjährige hofft, den Markt für Frauen besser zu erschließen.



➔ **KATHRYN SARGENT** Vor zehn Jahren war sie die erste Geschäftsfrau an der Savile Row. Bis heute versteht sich Kathryn Sargent jedoch vor allem als Schneiderin. Mit ihrem Atelier sitzt sie seit sieben Jahren zwei Ecken weiter. Emma (rechts unten) ist aus Berlin nach London gezogen, um sich zur Maßschneiderin ausbilden zu lassen.



haben, sei der Pandemie geschuldet. „Angelehnt ist es an Sean Connerys rosafarbenes Hemd aus dem Bond-Film ‚Feuerball‘.“ Es gebe sie in 16 Farben und drei Größen, das lasse sich einfach verkaufen. Auch im Angebot: Morgenmäntel, ein Gilet und eine Art Holzfüllerhemd. Weil gut die Hälfte der Kunden in Großbritannien lebt, seien sie in den vergangenen zwei Jahren recht gut davongekommen. Uniformen hätten den Laden schon durch den Zweiten Weltkrieg getragen, sagt Skinner. Der Krieg war vor der Pandemie die letzte große Krise für das Geschäft, aber sein Großvater habe das gut überbrückt.

Iona fertigt gerade in der Werkstatt eine schottische Uniform an. Sie ist 27, trägt goldenen Lidschatten, hat hellrotes Haar und näht Ärmel für weibliches Militärpersonal. Wie sie zu ihrem Beruf kam? „Ein Zufall. Ich wollte eine Lehre als Schneiderin machen, und hier war eine Stelle frei.“ Funktioniert das militärisch geschnittene Jackett noch? „Die Schulter ist nicht mehr so strukturiert wie früher, nein. Der Schnitt war bei uns bisher ziemlich tailliert, ein wenig ausgestellt, mit einer starken Brust- und Schulterlinie“, sagt Skinner. „Aber wir leben in einer progressiven Zeit.“ Ein weniger strukturiertes Leben erfordere auch weniger strukturierte Kleidung. Wie sieht er die Savile Row? „Es ist eine kleine Gemeinschaft mit unterschiedlichen Charakteren, mit manchen kommt man besser aus, mit anderen weniger.“ Sie hätten jedoch gemeinsam einen Grundsatz übernommen. „Wie heißt das englische Sprichwort? ‚Kack nicht auf die Türschwelle deines Nachbarn.‘ Es gibt einen grundsätzlichen Respekt, den wollen wir bewahren.“ Sonst verliere die Straße ihre Anziehungskraft.

Zwar müssen die Geschäfte an der Savile Row Schneidereien sein; aber Schneidereien müssen nicht an der

kleinen Straße ansässig sein, um zur Savile Row zu gehören. Vor zehn Jahren war Kathryn Sargent die erste Schneiderin der Straße. Ausgebildet wurde sie bei Gieves & Hawkes, sie eröffnete ihr eigenes Atelier zuerst in Soho, 2016 hatte sie ihr Geschäft kurz an der Row. Seit sieben Jahren ist ihr Atelier zwei Ecken weiter an der Brook Street zu finden, schräg gegenüber der ‚Vogue‘. Das kleine Atelier ist aufgeräumt, an der Wand hängt ein Pop-Art-Bild der jungen Elisabeth II. Es gibt nur vier Mitarbeiterinnen, inklusive Emma, die gerade das Revers eines Blazers heftet. Sie ist 25, aus Berlin und wird in einer Woche ihre Ausbildung anfangen.

Kathryn Sargent selbst ist auf einer Trunk-Show in den Vereinigten Staaten, wie sie später im Videotelefonat erzählt. „Als klar war, dass durch die Pandemie die Umsätze einbrechen werden“, sagt sie, „riefen einige Kunden gleich an und gaben uns Aufträge.“ Sargent war die erste, die an der Savile Row als Geschäftsfrau auftrat. „Ich wusste, was ich als Schneiderin kann, und das wurde auch an der Savile Row respektiert. Schließlich habe ich meine Lehrjahre dort absolviert. Ich hatte aber auch mehr zu gewinnen als meine Mitstreiter.“ An die Vorstellung, dass eine Frau nicht nur näht, sondern auch Cutterin und Coatmakerin ist, musste man sich hier erst gewöhnen. Aber man habe sie respektiert. „Wir sind eine kleine Branche, man passt aufeinander auf. Mieten, Trademarks und Werbung, da finden alle zueinander.“ Warum sie dann von der Savile Row weggezogen ist? „Dort hatte ich ein Geschäft, hier habe ich ein Atelier.“ Es stört sie, dass es nur noch wenige echte Maßschneider gibt. „Maßkonfektion ist nicht das Gleiche.“

Ein solches Maßkonfektions-Geschäft hat in der Savile Row Nr. 19 aufgemacht, kurz vor der Pandemie. Daisy Knatchbull will mit The Deck das erste Geschäft sein, das



nur Damenbekleidung schneidert. Allerdings nicht nach Maß, sondern „made to measure“, also nach Baukasten-Prinzip. Eine eimergroße Kerze erfüllt den Raum mit penetrantem Magnolienduft. Vier Blazerschnitte, vier Hosenschnitte und 8000 Stoffe stehen zur Auswahl. Zwar gibt es im Keller auch eine Werkstatt, die Anzüge werden aber in Portugal genäht. Etwa 14 Wochen brauche es, einen solchen Anzug zu nähen, 2600 Pfund kostet ein Blazer mit Hose, je nach Stoff auch mehr. Eine Kundin mit kurzen blonden Haaren betritt im Sportdress den Laden, die Verkäuferin wird sichtlich nervös, eine weitere kommt dazu. „Wäre es möglich ...?“ Privatsphäre, klar.

Am Telefon erzählt Knatchbull, dass sie gerade in Paris war. Dort habe sie sich mit einer Designerin getroffen. Im neuen Jahr will sie eine Ready-to-wear-Kollektion herausbringen. Knatchbull ist 29 Jahre alt, und beim Pferderennen in Ascot trägt sie Frack und Zylinder, wie die Männer. Sieben Jahre hat sie bei Huntsman gearbeitet, eine Schneiderausbildung hat sie nicht. Sie wolle auch maßgeschneiderte Anzüge anbieten, aber vorerst nur „elevated made to measure“, also bessere Maßkonfektion. „Die Savile Row ist auf der ganzen Welt für Männer berühmt. Ich denke, es ist wichtig, einen Platz für Frauen zu schaffen.“ Der Anzug stehe Frauen eben auch sehr gut.

Was bedeutet der Maßanzug heute? Kathryn Sargent betont, dass es etwas anderes sei, einen Anzug für einen Frauenkörper zu entwerfen. „Historisch gibt es wenige Schnitte, auf die man sich berufen kann. Daher sind Anzüge für Frauen immer etwas individueller.“ Es gebe keine Blaupause wie James Bond oder ein Mitglied der Beatles. Für einen Maßanzug muss man zum Glück nicht ikonisch sein; in seiner Art wird es ihn ohnehin nur einmal geben. ◀



Therapie gegen raue Herbst-Hände mit dem Hand-Serum von L:A Bruket: zu 99,9 Prozent aus natürlichen Inhaltsstoffen.



Inspiziert von der Arktis: Die nachhaltige Kinder-Kollektion von Emporio Armani aus recycelten Materialien zeigt Prints mit Pinguinen und Eiswürfeln und hält auch bei antarktischen Temperaturen warm.



Wer mit 101 Jahren noch so verrückt sein will wie die Stil-Ikone Iris Apfel, der sollte ihr Buch „Stil ist keine Frage des Alters“ (Midas Verlag) lesen.

### Ein guter Freud

Wie lernt man Disziplin? Der Maler Lucien Freud hat es vorgemacht, als er Kate Moss während ihrer Schwangerschaft neun Monate zu Sitzungen traf. Wenn sie nur fünf Minuten zu spät kam, sagte er das Treffen ab. Nun soll es einen Film über diese Zeit geben, in der ein Bild entstand, das später für fünf Millionen Euro versteigert wurde. Produzentin: Kate Moss.

## Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von *Anke Schipp*

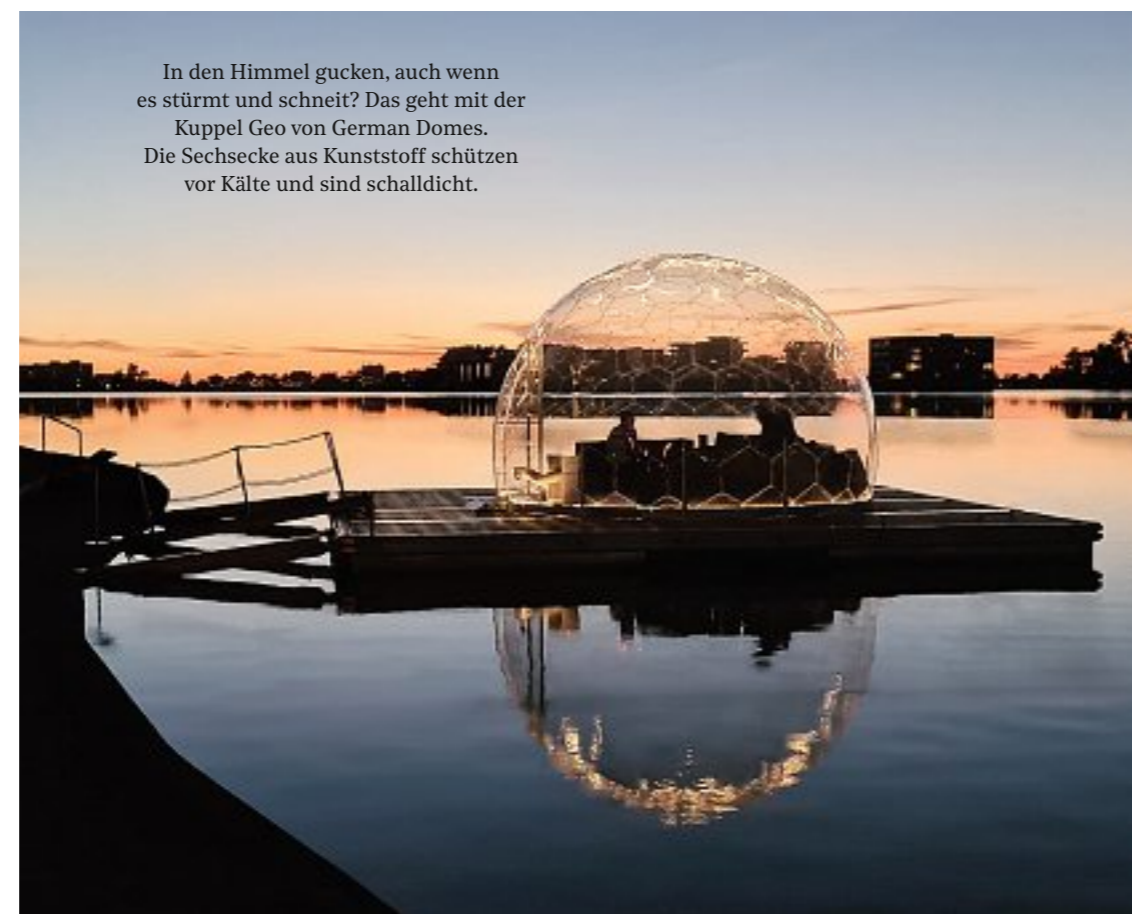
#  
**135**



Der Bio-Kakao von Red Spirit kombiniert Schokolade mit pulverisiertem Rotwein – und wird so zum Glüh-Kakao.



Die Kreuzung aus Gentleman und Punk kann funktionieren – jedenfalls, wenn man sich für die Herrenschuhe von Gucci aus der Exquisite Collection entscheidet: eleganter Loafer, mit Nieten veredelt.



In den Himmel gucken, auch wenn es stürmt und schneit? Das geht mit der Kuppel Geo von German Domes. Die Sechsecke aus Kunststoff schützen vor Kälte und sind schalldicht.



Kiss, Love, Hope, Life steht auf den bunten Tote Bags von Design Letters. Botschaften, die man in diesen Zeiten gut gebrauchen kann.



Barbour by Alexa Chung: Die klassische Jacke für den Herbst wurde von dem britischen It-Girl sanft modernisiert und an der Nordostküste Englands in Szene gesetzt.

### Es geht um die Wurst

Wir sind immer noch ein Volk von Fleischessern. Obwohl der Konsum zurückgegangen ist, verzehrt jeder Deutsche im Schnitt 55 Kilogramm Fleisch im Jahr. Zudem verzichten laut einer Studie des digitalen Versicherungsmanagers Clark nur neun Prozent grundsätzlich auf Fleisch. Dabei sind es mehr Frauen (13 Prozent) als Männer (fünf Prozent), die vegetarisch leben. Unter den Achtzehn- bis Vierundzwanzigjährigen sind es immerhin 16 Prozent.



Das Bright Light der dänischen Marke byWirth ist die nordische Neuinterpretation des klassischen Nachtlights, das man früher am Bett stehen hatte. Nur dass der Kerzenständer aus Eiche statt eines Griffs eine Lederschleife hat.

# IHRE PERSÖNLICHE GALERIE IN DEN EIGENEN VIER WÄNDEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 22 GALERIEN WELTWEIT



**Carlos Gámez de Francisco**  
Girl with Pink Flamingos, Aufl. 150, handsigniert  
100x82 cm (weitere Größen verfügbar)  
Art.-Nr. CGA05, 899 €

DAS NEUE ART MAGAZINE



KOSTENFREI BESTELLEN  
LUMAS.COM/MAGAZIN

LUMAS.COM

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH  
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER  
KÖLN · MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

LUMAS

THE LIBERATION OF ART



# Vater unser im Büro

Von Justus Bender

Fotos Philipp von Ditfurth

Moderne Männer gehen in Elternzeit. Welche Entschuldigung haben die, die es nicht tun?

Wenn Frauen einen Mann beschreiben sollten, mit dem keine Gleichberechtigung möglich ist, wäre er wahrscheinlich ein bisschen wie Ulrich aus Ehningen. Ulrich ist charmant, nett und klug, aber er sagt auch Sätze wie: „Mir war der Job wichtiger als die Familie.“ Oder: „Ich habe den Job absolut auf Nummer eins vor der Familie und allem Möglichen gestellt.“ Ulrich hat keine Elternzeit genommen, als seine Tochter Lena geboren wurde. Er hat auch nie überlegt, Elternzeit zu nehmen, und es wäre für ihn auch nicht in Frage gekommen. Ulrich hat, während seine Frau sich um die Kinder gekümmert hat, Karriere



Im Kinderzimmer (links) wie auch auf dem Weg zur Arbeit (rechts): Ulrich wollte keine Elternzeit nehmen – und genießt die Zeit mit den Kindern jetzt umso mehr.

In jedem Fall ist es ein eklatanter Missstand verglichen mit den Bildern und Meinungen, die sich seit der Einführung der Elternzeit durchgesetzt haben. Jeder kennt Geschichten von Vorgesetzten, die anfangs murrten, das sei wohl ein Sabbatical, das da beantragt werde. Und genauso kennt jeder die Selbstverständlichkeit, mit der zumindest in großen Unternehmen heute der Elternzeit-antrag unterstützt wird. Die deutsche Gesellschaft wirkt auf die meisten, als sei viel erreicht worden. Nur beim Blick in die Statistik entpuppt sich der angeblich neue, geläuterte Mann als Pappaufsteller.

Es ist, als redeten die meisten Männer viel von Elternzeit, solange sie jung sind, und betonten, wie normal diese sei, bevor ihnen dann eine gute Entschuldigung einfällt, wenn es ernst wird. Das ist keine Anklage aus feiner Warte, der Autor dieser Zeilen hat auch keine Elternzeit genommen. Er und alle anderen Männer, die so entschieden, stehen natürlich unter dem Verdacht des Egoismus. Irgendwer muss sich um die Kinder kümmern, nur eben nicht sie. Um diesem Vorwurf zu begegnen, sollen sich hier drei der Delinquenten rechtfertigen. Sie stehen stellvertretend für drei Männertypen.

Als Erstes ist da Ulrich, ein Karrieremann, der nie einen Hehl daraus gemacht hat, wofür er im Leben brennt. Seine Frau hat sich um die Kinder gekümmert. Als Zweites ist da Frank, der wahrscheinlich für die meisten Männer steht, weil er und seine Frau kein Alles-oder-nichts-Modell haben, sondern sich durch das Leben wurschteln, wie es alle versuchen. Dazu gehörte, dass seine Frau die Elternzeit nimmt, nicht er, doch dazu später mehr. Und schließlich, zum Dritten: Jan, der Ehemann einer Ostdeutschen mit französischem Pass, was so ziemlich die sicherste Garantie dafür ist, dass sie nicht akzeptiert hätte, dass die Kinderbetreuung an ihr hängen bleibt, weshalb Jans Kinder mit vier Monaten in der Krippe waren. Das heißt: Nicht nur Jan hat keine Elternzeit genommen, sondern seine Frau auch nicht. Wer von den Dreien ist nun der Böse?

Ulrich klingt vielleicht so, aber geht es nach ihm, sind weder seine Kinder noch seine Frau unzufrieden mit ihm. Das macht es interessant, ihn ausreden zu lassen. Zuerst ist da die Ausgangslage. Ulrich wollte immer erfolgreich

sein im Beruf. Er studierte Wirtschaftsingenieurwesen in Darmstadt, wo er seine Frau kennenlernte, die Psychologie studierte. Schon damals träumte er von einem Job in der Automobilbranche, sie träumte von einer Familie. Also folgte sie ihm nach Stuttgart, dorthin, wo die Autohersteller sind, und pendelte nach Frankfurt, um ihre Doktorarbeit zu schreiben. „Man muss leben und leben lassen. Der Job war mein Wunsch und mein Traum“, sagt Ulrich. Seine Frau wurde 2008 schwanger, da war das Elterngeld gerade erst eingeführt worden. Es gab noch viel Skepsis. Ulrichs Chef

machte. Man könnte dieses Lebensmodell für eine offene Provokation halten, in einer Zeit, in der scheinbar längst ein Kulturwandel stattgefunden hat und Männer wie selbstverständlich Elternzeit nehmen, weniger als die Frauen zwar, aber immerhin. Wer das denkt, muss nur wissen, dass er den Stab damit nicht nur über Ulrich aus Ehningen bricht, sondern über viele Männer, sehr viele. Im Jahr 2019 waren 42 Prozent aller Mütter von Kleinkindern in Elternzeit, aber nur zwei Prozent der Väter. Das ist nicht nichts, aber fast nichts.

sagte sinngemäß: „Was ist das denn?“ Und deutete an, dass man, also Mann, so etwas nicht mache. Da hat Ulrich natürlich genau zugehört, er wollte ja noch etwas werden und war gerade erst drei Jahre im Job. Er bekam die Möglichkeit, die Projektleitung zu übernehmen und wurde Teamleiter. „Wenn ich in Elternzeit gegangen wäre, hätte ich meinen Job als Teamleiter riskiert.“

In diesen Jahren schrieb Ulrichs Frau ihre Doktorarbeit in Psychologie und pendelte dafür einmal in der Woche nach Frankfurt. Wie es Ulrich erzählt, war seine Frau auch gar nicht böse, sie wusste, welchen Mann sie geheiratet hatte. Die beiden hatten einen Deal. „Meine Frau unterstützte das total.“ Ein paar Jahre später, als seine Frau wieder schwanger wurde, war die Elternzeit schon üblicher geworden. Ulrich bekam das mit, weil er der Chef war, bei dem sie beantragt wurde. „Als moderner, junger Chef habe ich nie gesagt: ‚Nee, das geht nicht.‘ Ich habe gesagt: ‚Toll, dass ihr das macht, nur tut mir den Gefallen und sagt mir nicht erst ein paar Wochen vorher Bescheid.‘“ Wer in Elternzeit ging, hatte bei ihm keinen Nachteil.

Bei seinem eigenen Kind aber passte er wieder. Kurz vor der Geburt kam nämlich der Geschäftsführer zu ihm und sagte, er müsse eine ganze Abteilung neu aufbauen. Das war eine Riesenchance. Also entschied sich Ulrich wieder für den Job, und immer wenn die Tochter im Kindergarten war, arbeitete seine Frau in Teilzeit, eine ganz klassische Rollenverteilung, die sich aber langsam auflöst.

Heute hat sich Ulrich alle Karriere-träume erfüllt. Er ist entspannter. Während der Corona-Pandemie war er oft im Homeoffice, saß mit der Familie am Frühstückstisch und beim Abendessen, manchmal sogar beim Mittagessen. Vor den Mathearbeiten lernt er, der Ingenieur, mit seinen Kindern. Irgendwas hat sich in Ulrich verändert über die Jahre. „Inzwischen bin ich in einem Alter, in dem ich denke: Die Zeit, die ich damals mit den Kindern hätte haben können, ist unwiederbringlich. Das wurmt mich.“

Und wahrscheinlich hat seine Frau, die Psychologin, Schuld an diesem Sinneswandel. „Sie hat mir durch ihr Verhalten und ihre Liebe vorgelebt, wie wichtig und bedeutsam Familie ist. Ich konnte es damals gar nicht erwarten, auf mich alleine gestellt zu sein, und habe eigentlich durch sie das Familienleben kennengelernt.“ Wenn er von anderen hört, die heute Elternzeit machen, sagt er sogar Sätze wie: „Schade, das hätte ich auch gerne gemacht.“

Frank kann so nicht reden, weil Frank nicht dieselbe Freiheit hatte, sich für oder gegen die Elternzeit zu entscheiden. Das Leben brachte ihn, wie die meisten Menschen, in eine gewisse Zwangslage, und die war so: Seine Frau Vanessa arbeitete bei der Deutschen Bank in Frankfurt und pendelte nach Stuttgart. Frank arbeitete in Stuttgart. Es war klar, dass Vanessa im Beruf eine Weile

ausfällt, erst war sie schwanger, dann stillte sie einen Säugling. Außerdem war klar, dass ihre Arbeitsstelle sehr weit weg war. Die beiden hatten gerade eine Wohnung gekauft und mussten Schulden abbezahlen. Frank verdiente gut als Ingenieur. Es war eine gemeinsame Entscheidung, dass Frank arbeitet und Vanessa zu Hause bleibt, zumindest die ersten Jahre. „Für uns war das klar“, sagt Frank, „dass ich arbeite und nicht fifty-fifty die Kindererziehung mache.“ Später, als die Tochter Vicki drei Jahre alt war, pendelte Vanessa wieder nach Frankfurt. Da hätte Frank noch Elternzeit nehmen können, aber die



Oma sprang bei der Kinderbetreuung ein. Also arbeitete er weiter voll. Frank war aber kein uninteressierter oder abwesender Vater. Als Vicki im Krabbelalter war, nahm er sich ein Jahr lang jeden Freitag frei und ging mit ihr zu einem anthroposophischen Spielkurs. So war Frank eher fortschrittlich als rückschrittlich, denn damals arbeitete er bei einer Firma mit zwölf Ingenieuren und einer Sekretärin. Sich für Kinder freizunehmen war nicht angesehen. Heute arbeitet er bei einem großen Konzern, da ist es ganz normal, in Elternzeit zu gehen. Fast jeder seiner Kollegen,

die Väter werden, macht das, die meisten aber nur für zwei Monate. „Ich denke, die sind dann auch die Hauptverdächtige ihrer Familie. Das wird wahrscheinlich ein finanzielles Thema sein“, sagt Frank. So sind es manchmal die Verhältnisse, die eine traditionelle Rollenaufteilung erzwingen.

Oder man heiratet eben eine Ostdeutsche, dann ist die Sache klar, wie bei Jan. Seine Frau Anne ist vor der Wiedervereinigung in Ost-Berlin aufgewachsen, da war es normal, dass beide Eltern arbeiten. Jan hingegen wuchs mit einer Mutter auf, die Hausfrau war, und einem Vater, der arbeitete. Der gemeinsame Nenner von beiden war klar:

Sie würden leben wie ostdeutsche Franzosen. „Wir wussten einfach, dass das funktionierte mit den Kindern im Osten und in Frankreich“, sagt Jan. Also kam ihr Sohn Oscar mit vier Monaten in eine französische Kita in Stuttgart, deren Leiterin die beiden an den französischen Präsidenten und General Charles de Gaulle erinnerte, weil sie keinen Zweifel daran ließ, wer das Sagen hatte. Die Generalin sagte, eine Eingewöhnungszeit sei Zeitverschwendung. Außerdem könne Oscar morgens früh gebracht werden und bis zum späten Nachmittag bleiben. Später, als sie noch eine Tochter bekamen, machten sie es genauso. Alles war schon eingespielt.

Anne war im Mutterschutz, aber mehr auch nicht, sie bekam nie Elterngeld. Sie ist eine der besten Anwältinnen für Kapitalmarktrecht in Deutschland, das hat eine Zeitschrift über sie geschrieben. Er arbeitet in leitender Position bei einer großen Forschungsgesellschaft. Beide lieben ihren Beruf und wollten nicht zurückstecken. Also engagierten sie eine Haushälterin. Das kostete manchmal 2000 Euro im Monat, aber sie hatten das Geld, und es war ihnen wert, ihr Lebensmodell zu schützen.

Die eigenen Kinder jemandem anzuvertrauen, den Haushalt zu öffnen für Fremde, das war nicht nur finanziell schwierig. Es brauchte auch einige Anläufe, bis die richtige Person gefunden war. Aber selbst wenn es schwer war, zögerten beide nicht. Sie hatten keine Sorge, die Betreuung könnte ihren Kindern schaden. Das war einfach ihre Überzeugung, es war eine Frage von Werten und vielleicht auch der Erziehungskultur.

Als Chef sieht Jan Unterschiede bei seinen Mitarbeitern. Manche strecken ihre Erziehungszeiten über

sechs Jahre. Andere, zum Beispiel Mütter aus dem asiatischen Raum, sitzen nach vier Monaten wieder im Büro. Jan findet das bewundernswert. „Das ist auch eine kulturelle Sache. Die sind einfach sehr diszipliniert.“ Jan glaubt deshalb, dass vieles möglich ist, wenn man will. Von allen Männern, die keine Elternzeit nehmen, hat er den größten Trumpf in der Hand. Ihm kann keiner vorwerfen, keine Elternzeit gemacht zu haben, weil es bei ihm keine Gerechtigkeitsfrage ist. Seine Frau ist einfach genauso wie er. ◀

// So lange sie jung sind, reden die meisten Männer viel von der Elternzeit. //

// Wenn es ernst wird, fällt ihnen eine gute Entschuldigung ein, warum es nicht geht. //

Was für ein Wetter, es könnte zum Verzweifeln sein. Es waren nur noch wenige Wochen bis zur Weinlese, und es regnete drei Tage lang, fast ein Zehntel der jährlichen Niederschlagsmenge stürzte herab. Wenig später frischte der Wind auf, mehrere Tage lang stürmte es, so dass der Fährverkehr auf die nördlichen Kykladen vorübergehend eingestellt wurde.

Nun schreitet der französische Vigneron Stéphane Derenoncourt den Weinberg Clos Segasta ab und bespricht sich mit dem Winzer Thanos Georgilas. Vor ihnen erhebt sich der wolkenverhangene Berg Tsiknias, der Sitz des griechischen Windgotts Aelos. Auf der anderen Seite fällt der höchste Berg der Kykladeninsel Tinos steil ins Meer ab, gegenüber liegt die Nachbarinsel Mykonos, kaum 15 Kilometer entfernt.

Das Extremwetter ist vorbeigezogen, der stete Wind trägt eine salzige Brise auf das Plateau von Clos Segasta, das 460 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Derenoncourt kommt seit sechs Jahren alle paar Wochen nach Tinos und tauscht sich mit Georgilas aus, der das Weingut Tag für Tag betreut. Er wirkt alles andere als verzweifelt. „Das wird ein sehr interessanter Jahrgang“, sagt er. Der Weißweintraube Assyrtiko, die hier wächst, gäben der Regen und der Wind noch mehr Komplexität. „Sie werden die Signatur dieses Jahrgangs.“

Durch den gelockerten sandigen Lehmboden auf dem Granitgrund strömten die unerwarteten Niederschläge direkt an die tiefen Wurzeln. Den Beeren gab das nochmals einen Schub. Zudem trug der trockene Wind dazu bei, dass nichts zu faulen begann. Und nie waren zu dieser Jahreszeit in den zwei Jahrzehnten, in denen hier professionell Wein angebaut wird, die Blätter so grün.

Eigentlich könnte man sich für die Herstellung eines Spitzenweins keinen ungeeigneteren Ort denken als dieses unwirtliche Hochplateau. Die Landschaft ist wie aus einem Werk Homers. Zigtausende gigantische Monolithe drücken mit ihrem Gewicht auf den kargen, abschüssigen Boden. Sie könnten die Folge des Zorns der Götter sein, die das Universum ins Chaos stürzen wollten oder auch bloß die Spuren eines Kampfs unter Göttern und Titanen. Oder das Ergebnis einer gewaltigen vulkanischen Eruption, so wie auf Santorini. Dazu kommen die nicht endenden heftigen Winde.

Zeitlos ist der Ort und von wilder Schönheit, voller Energie. Ein Umfeld, das vielfältige Aromen hervorbringt. Der französische Weinkritiker Michel Bettane sagt, in Griechenland gebe es keinen besseren Wein als diesen. „Ich sah diesen Ort und wusste sofort, das muss ein unglaublicher Wein sein.“

Derenoncourt erging es ähnlich, als er 2016 auf die Insel kam, um den bereits guten Assyrtiko



Weinbau auf Tinos: Die Traube Assyrtiko, mit einer Brise Salz gewachsen (oben) und gelesen von jungen Männern aus dem Dorf Falatados (Mitte links), wird von Stéphane Derenoncourt (unten) zum Spitzenwein veredelt. Hauptort der Insel ist die Hora (Mitte rechts).

Über dem Weinberg Clos Segasta: Zwischen dem Spielzeug der Götter wächst ihr Lieblingsgetränk heran.



# Reif auf der INSEL

Wo Griechenlands Spitzenwein wächst: Die Kykladeninsel Tinos ist eine Welt von wilder Schönheit.

Von Rainer Hermann, Fotos Helmut Fricke

zu einem Spitzenwein auszubauen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Derenoncourt in aller Welt schon 150 Weingüter beraten. Dann kam er nach Tinos, und es habe ihn zunächst geschockt, was sich vor ihm aufgetan habe. Die Energie des Ortes habe ihn aber bald in ihren Bann gezogen. Der Wind, das nahe Meer, der Boden, das alles finde sich in den Trauben und im Wein wieder. „Mit seinen Schwierigkeiten und dieser Energie ist das der perfekte Ort, um einen der besten Weine überhaupt zu machen, was Identität und Persönlichkeit betrifft.“

Nach Tinos gebracht hatte ihn der griechische Unternehmer, Weinliebhaber und Philosoph Alexandre Avantangelos. Er war zunächst am Weingut von Paris Sigalas auf der südlichen Kykladeninsel Santorini beteiligt. Dann lud ihn sein Freund, der Bildhauer Praxelitis Tzanoulinos, nach Tinos ein. Dort zeigte er ihm sein Heimatdorf Falatados und führte ihn hinauf zum verlassenen Weinberg Clos Segasta. Avantangelos kaufte die 13 Hektar, investierte acht Millionen Euro und gründete die Firma T-Oinos. Ein Name, der sich aus Tinos und dem griechischen Wort für Wein, Oinos, zusammensetzt. Und er trennte sich von seiner Beteiligung auf Santorini.

Avantangelos zeigte den Weinberg 2001 Gérard Margeon, dem Chefsommelier von Alain Ducasse und dessen mit Michelin-Sternen ausgezeichneten Restaurants. Zunächst habe er große Zweifel gehabt, bekennt Margeon heute. Es sei ihm aber klar gewesen, dass hier etwas Anderes, etwas Neues entstehe. Margeon und Ducasse wurden die wichtigsten Abnehmer. Ein großer Teil der 30.000 Flaschen, die abgefüllt werden, geht an sie – sie garantieren somit den wirtschaftlichen Erfolg des Projekts. Der weiße Assyrtiko macht zwei Drittel davon aus, der rote Mavrotragano ein Drittel. Neben Frankreich ist die Schweiz der wichtigste Markt. Das Ziel sind 50.000 Flaschen.

Assyrtiko und Mavrotragano sind griechische Rebsorten. Außerhalb Griechenlands waren sie lange wenig bekannt. Es sei ein Fehler gewesen, sagt Derenoncourt rückblickend, dass Griechenland als Ausweis von Qualität lange auf internationale Rebsorten gesetzt habe. Dabei habe das Land viele eigene hervorragende Rebsorten. Man müsse sie nur entdecken.

Zum Beispiel die Weißweinsorte Assyrtiko. Sie wächst vor allem auf den Kykladen, wo sie sich an das trockene Klima angepasst hat. Bekannt ist sie für ihre frische Säure. In Santorini, wo sie überwiegend angebaut wird, ist der schwarze vulkanische Boden warm. Das ergibt einen anderen Wein als in Tinos, wo die Traube auf Granitboden wächst. Da werde der Wein sehr klar und kristallin, sagt Derenoncourt. Ihn fasziniert an dieser Traube, dass sie an jedem Ort anders schmeckt, eine große Bandbreite entfaltet.

Oder die Rotweinsorte Mavrotragano. Auch sie hat sich an die klimatischen Bedingungen angepasst, war aber lange kaum mehr angebaut

Mehr als nur ein Hobby: Nikos Alvertis (oben) baut auch als Mathematiklehrer im fernen Athen weiterhin Wein in seinem Heimatdorf Tripotamos (drittes Bild von oben) an – wie seine Vorfahren. Die Trauben wachsen auf dem Boden (unten).

worden. Sie sei eine komplexe und anspruchsvolle Rebsorte, sagt Derenoncourt. Durch den Schiefer, den sie im etwas tiefer gelegenen Weinberg Rassonas vorfinde, entfalte sie besondere florale Aromen, schwärmt er. Wie auch der Assyrtiko hatte sie ihren Durchbruch auf Santorini.

Es ist Montag, die Weinlese beginnt. Aelos hat sich in seinen Berg zurückgezogen, nur noch eine leichte Brise belebt die Luft. Der Wind gehört zum Alltag, vor allem der Meltemi, der aus dem Norden heranstürmt und im Sommer Abkühlung bringt, nicht nur auf Tinos, sondern auf jeder Insel der nördlichen Kykladen. Als Schutz vor dem ewigen Wind, aber auch vor den Piraten, bauten die Inselbewohner ihre Dörfer kunstvoll ineinander verschachtelt. Deshalb stehen in Clos Segasta auch die Rebstöcke mit bis zu 11.500 Stück pro Hektar dichter als andernorts.

Das harte Klima, der Wind und die Trockenheit verlangen von den Winzern Kreativität. Die Trauben sind Teil der Natur, sie müssen ihr aber auch trotzen. Es sei wie beim Menschen, sinniert Derenoncourt: Wer im Leben kämpfen und Schwierigkeiten meistern müsse, werde oft ein interessanterer Mensch als einer, dem alles in den Schoß falle. Ein Wein werde dann gut und interessant, wenn die Reben gelitten hätten. „Dann haben sie eine Geschichte zu erzählen.“

Der Winzer kann ihnen das Wachsen aber erleichtern. Als die Rebstöcke gepflanzt wurden, wurden sie drei Jahre lang einige Male künstlich bewässert. Als Derenoncourt 2016 zum ersten Mal den Weinberg inspizierte, fiel ihm auf, dass der Boden zu kompakt war. Er säte Weizenkörner, der Boden wurde luftiger, atmete. Der Boden lebte wieder, auch dank einer Durchmischung mit Würmern. Nun drangen die Niederschläge direkt hinab bis an die Wurzeln, die sich immer tiefer in den Boden eingruben.

Düngemittel oder Pestizide wurden und werden nicht eingesetzt. Alles geschieht auf ökologischer Basis und durch die Bearbeitung des Bodens. Als größte Feinde nennt Derenoncourt die wilden Ziegen und wilden Hasen, die das Plateau bevölkern. Ein Zaun hält die einen ab, ein Hund vertreibt die anderen.

Die Botschaft des Weins hier sei das Ökosystem, sagt der Vigneron aus Bordeaux, der 1963 in Dünkirchen geboren wurde, die im Niedergang befindliche Industriestadt als Achtzehnjähriger verließ und in Bordeaux in den Weinbergen Arbeit fand. Bald waren die Ratschläge des Selfmademans so gefragt, in Europa wie in Amerika, dass er eine Beratungsfirma gründete und ein eigenes Weingut aufbaute. Wein spiegele die Kultur einer Zeit und den Zeitgeist wider, philosophiert Derenoncourt. Es bedürfe einer Botschaft, die mit dem Wein einhergehe. Lange sei der Fokus allein auf die Qualität gerichtet gewesen. Heute stehe die Natur im Mittelpunkt. Weine würden nicht mehr nach



// Nikos Alvertis hält als Winzer an den traditionellen Rebsorten der Insel fest – an der weißen und roten Variante von Potamisia und an der roten Kumariano. //



## DER NEUE RANGE ROVER SPORT PLUG-IN HYBRID THROUGH HELL AND HIGH WATER



Der neue Range Rover Sport Plug-in Hybrid zeichnet sich durch seine kraftvolle Leistung aus. Der wegweisende Antriebsstrang ermöglicht Ihnen eine elektrische Reichweite von bis zu 113 km, sodass die meisten Fahrten annähernd emissionsfrei durchgeführt werden können. Noch nie war Effizienz so aufregend. Überzeugen Sie sich selbst und sehen Sie hier, wie sich der neue Range Rover Sport einer seiner größten Herausforderungen stellt:

[landrover.de/spillway-challenge](http://landrover.de/spillway-challenge)

Range Rover Sport P510e Plug-in Hybrid AWD 375 kW (510 PS) - P440e Plug-in Hybrid AWD 324 kW (440 PS): Stromverbrauch: 29,7-28,4 kWh/100 km (WLTP max.-min. komb.). Kraftstoffverbrauch: 0,9 l/100 km (WLTP max. komb.). CO<sub>2</sub>-Emissionen: 20 g/km (WLTP max. komb.). Weitere Informationen und DAT-Hinweis auf [landrover.de/dat](http://landrover.de/dat)

industriellen Normen hergestellt. Als die Landwirtschaft industrialisiert wurde, seien zwar ganz andere Mengen möglich geworden. „Für die Böden und das Klima war das aber ein totes Desaster“, sagt Derenoncourt.

Diese Einstellung zur Bedeutung des Ökosystems teilen Derenoncourt und Avantangelos. Der 1960 in Korfu geborene Avantangelos stand 1999 zum ersten Mal in dieser Landschaft. Intuitiv habe er gespürt, das sei der Ort, den er gesucht habe, erinnert er sich. In Montpellier hatte er Philosophie und Theologie studiert, er wurde dort in Philosophie promoviert und spricht noch heute am liebsten Französisch, die Sprache, in der er auch Gedichte schreibt.

„Wein, das ist der Fluss der Zeit“, flüstert er. Der Wein, das sei der Beweis und die Manifestation dafür, dass die Zeit voranschreite. Er sei unser Begleiter, ein Indikator der Zeit und all ihrer Schwierigkeiten. Er lasse die Intuition des Augenblicks zu einer eigenen Wirklichkeit werden. „Wenn ein großer Wein eine Qualität aus sich heraus entfaltet, hilft er uns, für einen Augenblick aus dem unablässigen Voranschreiten der Zeit auszubrechen.“

Das klingt nicht allein nach Philosophie, sondern auch nach Mystik. Avantangelos sagt, dass ihn der deutsche Lyriker und Mystiker Angelus Silesius beeinflusst habe. Philosophie und Theologie fließen bei ihm ineinander. „Das eine vollendet sich im anderen.“ Wie die Philosophie bedeute auch der Glaube, dass man einen Weg zurücklege.

Er selbst ist einen solchen Weg von Santorini nach Tinos gegangen. Santorini war ihm zu touristisch geworden, zu einem Ort, der zur Postkarte wurde, und zu einer Ware, die gekauft und verkauft wird. „Die schweren Weine von dort bilden eher das Ego ihrer Winzer als den Boden“, wettet er. Aus diesem Denken wollte er ausbrechen. Der Wein sollte mehr sein als eine Ware. Auf Tinos entdeckte er dann eine Energie, die er in den Flaschen eines Jahrgangs festhalten wollte.

Traubensaft wird auf Tinos seit der Antike vergoren. Aristophanes, Aristoteles und andere schrieben schon über die Insel. Einige der bedeutendsten griechischen Bildhauer wurden hier geboren, der griechisch-französische Philosoph Cornelius Castoriadis (1922 – 1997) verbrachte hier jedes Jahr Monate in seinem Sommerhaus. Wegen der kunstvollen Terrassierung nannte er Tinos „eine von Menschenhand gemachte Insel“. Lange war Tinos Kornkammer und Gemüselieferant Athens, und da die Insel bis 1715 ein halbes Jahrtausend unter venezianischer Herrschaft stand, wurde ihr Wein selbst im Vatikan getrunken.

Vom Hafen der Insel führt die Straße in Serpentina hoch nach Falatados, in eines der agrarisch geprägten Dörfer im Inselinneren. Von dort schlängelt sich die schmale Landstraße an üppigen Bougainvilleas entlang hinauf auf das Plateau mit seinen Monolithen, die längst unter europäischen Kletterern ein Geheimtipp sind. Die Straße passiert erst das Weingut von T-Oinos, das

die Weinrenaissance auf Tinos angestoßen hat, und führt dann weiter zu jüngeren Weingütern wie Volacus, in dem seit 2009 der Tinode Michalis Kontzias die griechische Weißweitraube Malagousia anbaut. Diese neuen Weine veredeln eine Entwicklung, die bis in die Antike zurückreicht. Früher waren die Weinberge nicht so sichtbar, wie sie es heute sind, die Trauben wuchsen nicht an Stöcken, sondern auf dem Boden.

Der Mathematiklehrer und Hobbywinzer Nikos Alvertis führt uns im Dorf Tripotamos hinaus auf die Felder seiner Familie. Entlang der Terrassenmauer greifen große Blätter ineinander, sie schützen, was unter ihnen liegt. Alvertis schiebt sie beiseite, darunter werden reife Weintrauben sichtbar. Dichtes Gras hält sie vom Boden fern. Der Regen und der nasse Untergrund haben ihnen dennoch in den vergangenen Wochen zugesetzt.

Auf den parallelen Streifen der Terrasse baut Alvertis Gemüse und Feigen an. Seine Vorfahren waren ausnahmslos Landwirte. Jeder Haushalt sei damals eine wirtschaftliche Einheit und Selbstversorger gewesen, sagt Alvertis. Und zu jeder Mahlzeit gehörte eigener Wein. Das änderte sich erst, als die Menschen vor mehr als einem halben Jahrhundert begannen, Wein in Flaschen zu kaufen, etwa den Retsina, und sie dann auf der Suche nach Arbeit auch in die großen Städte zogen.

Auch als Lehrer im fernen Athen macht Alvertis nun weiter in seinem Heimatdorf seinen biologischen Wein, selbst wenn es nur 120 Flaschen im Jahr sind, die er an Freunde verschenkt. Er hält an den traditionellen Rebsorten der Insel fest, an der weißen und roten Variante von Potamisia, die vermutlich aus Kleinasien eingeführt worden waren, und an der roten Kumariano.

Im dunklen Kellergewölbe des Hauses seiner Frau, das gegenüber dem des Philosophen Castoriadis liegt, tritt man in die Geschichte des Weinmachens auf der Insel ein. Jahrhundertlang wurden dort in einem gemauerten Becken die Weinbeeren ausgetreten. Aus den Tresterückständen wurde daneben der lokale Schnaps Raki hergestellt. Das endete erst 1990.

Im neuen Luxusresort Kynara testeten vor Kurzem fünf Sterneköche, die anlässlich der Weinlese auf dem Weingut Clos Stegasta aus Paris eingeflogen waren, die Spitzenweine von T-Oinos. Juan Arbelaez, einer der fünf, ist unter anderem für die Restaurants „Yaya“ und „Bazurto“ verantwortlich. Vom Assyrtiko war er begeistert. Davon, wie die Traube mit den schwierigen Umständen umgeht, wie aus ihr ein frischer, subtiler, kraftvoller Wein wird, „eine Kämpferin“.

Natürlich unterscheiden sich die Weine von jenen in Frankreich. Schwierig sei es aber nicht, seine französischen Gäste von ihnen zu überzeugen, sagte Arbelaez. Er müsse längst nicht mehr gegen das Klischee ankämpfen, dass griechischer Wein gleichbedeutend mit Retsina sei. Bei französischen Weintrinkern habe es sich herumgesprochen, dass auch Griechenland Spitzenweine hervorbringe. ◀



// Auch französische Weintrinker haben Spitzenwein aus Griechenland längst zu schätzen gelernt. //



Gute Investition: Für den Spitzenwein des Guts T-Oinos stehen vor allem Alexandre Avantangelos, Thanos Georgilas und Stéphane Derenoncourt (oben, von links). Die stürmische See, die um die Hora von Tinos tobt (unten) kann der Traube Mavrotragano nichts anhaben.



## BEREIT FÜR KÄLTERE TAGE

Mit dem Herbst kommen auch die kühleren Tage zurück. Deshalb bietet MR MARVIS eine Kollektion von herbsttauglichen Hosen an- darunter die dehnbaren Easies, die vielseitigen Coolerdays und die raffinierten Flannels. Von lässig bis elegant: Wähle das Modell, das zu Deinem Stil passt, und mach Dich mit MR MARVIS bereit für das kältere Wetter.



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)

# All the Single Ladies

Von Anna Wender

Für die Generation Z ist es nicht ungewöhnlich, mit Mitte 20 noch keine Beziehung geführt zu haben. Unsere Autorin wird trotzdem viel zu oft gefragt, warum sie Single ist.



„Hast du Kinder?“, fragt mich der Uber-Fahrer, nachdem er von seinen drei Kindern erzählt hat. „Natürlich nicht, ich bin doch selbst noch ein Kind“, sage ich. „Aber einen Freund hast du schon?“, fragt er. „Nein!“ Er blickt mich besorgt im Rückspiegel an, gefolgt von einem dringlichen Appell: „Du musst dich beeilen.“

Ich steige aus, wünsche noch einen schönen Tag und frage mich: War das gerade sein Ernst? Für meine aufsteigende Wut kann er nichts. Aber mir haben in den vergangenen Wochen schon einige Menschen zu verstehen gegeben, dass es seltsam sei, mit 22 noch keine Beziehung zu führen, geschweige denn, jemals eine geführt zu haben. Und das regt mich nur noch auf.

Ein paar Tage zuvor war es meine Psychologin. Sie merkte an, dass die Tatsache doch eher ungewöhnlich sei. Ob ich das nicht auch fände? Sie meinte das keineswegs wertend. Ich dagegen fühlte mich noch mehr darin bestätigt, dass nicht ich ein Problem mit meinem Singedasein habe – sondern alle anderen.

„Dabei siehst du doch nicht schlecht aus!“ – „Und nett bist du eigentlich auch!“ Das sind Sätze, die ich nicht zum ersten Mal höre. Über das „eigentlich auch“ sehe ich einfach hinweg. Dass aber immer alle wissen wollen, ob es da jemanden gibt, das nervt. Glauben die wirklich, dass ich nur mit Partnerin oder Partner ein glückliches Leben führen kann? Nach dem Motto: lieber unglücklich in einer Beziehung als alleine zu Hause auf der Couch?

In meinem Freundeskreis gibt es viele junge Männer und Frauen, die noch nie eine Beziehung hatten oder schon lange Single sind. Ungewöhn-

Muss es denn gleich eine Beziehung sein? Viele junge Menschen sind der Ansicht: Nein. Und genießen lieber ihre Freiheit.

lich ist das nicht, wenn man sich die Statistik anschaut. Laut einer Umfrage der Online-Partnervermittlung Elitepartner ist jeder zweite Deutsche zwischen 18 und 29 Jahren Single.

Vielleicht liegt es an meiner Generation: Wir geben den Dingen nicht so schnell einen Namen. Du glaubst auch Christine Backhaus, Psychologin und Beziehungscoach für Paare und Singles. In ihrer Praxis in Frankfurt versucht sie, mir mögliche Gründe für mein Singlesein zu nennen. Es komme erst einmal darauf an, wie wir Beziehung überhaupt definieren, sagt Backhaus. Gerade meiner Generation, der Gen Z, fällt das nicht mehr so leicht. Viele wollen das überhaupt nicht. Wir können uns ein paar Wochen oder Monate treffen, ausgehen, Sex haben – aber ob das jetzt eine feste Beziehung ist, diese Frage bleibt lange ungeklärt. Manchmal klärt sie sich nie. Wenn man dem Ganzen einen Namen gibt, gehören Pflichten und Erwartungen dazu, die viele nicht bereit sind einzugehen. Die meisten meiner Freundinnen sehen das ähnlich. Mit einer Beziehung gibt man ein Stück Freiheit auf.

Laut Christine Backhaus gibt es auch Gründe für das Unverständnis, auf das ich als Single so häufig stoße. Es ist heute nicht nur sehr viel einfacher, in eine Beziehung zu kommen, es gibt auch viel mehr Möglichkeiten. Stichwort Online-Dating: „Wenn man will, kann man sehr viel schneller als früher mit anderen Menschen in Kontakt treten“, sagt die Psychologin. „Man kann viel mehr Erfahrungen machen, und dann verblüfft es natürlich, wenn man noch nie eine Beziehung hatte.“ Das trifft teilweise auch auf die Lebensrealität von mir und meinen Freundinnen

zu. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt online gehen und mir aktiv eine Partnerin oder einen Partner im unendlichen Online-Katalog suchen. Aber will ich das überhaupt?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es vor allem die älteren Generationen sind, die es nicht normal finden, mit Mitte 20 immer noch Single zu sein. Dem stimmt auch Backhaus zu: „Es ist ein Generationenkonflikt. Für junge Menschen ist das überhaupt nichts Ungewöhnliches mehr. Die Frage nach dem Warum kommt eher aus einer Generation, die andere Normen, Werte, Familien- und Beziehungsmodelle hat. Das ist wie ein kollektives Gedächtnis.“ Und das hat sich in den vergangenen Jahren drastisch verändert. „Alles ist schneller und unverbindlicher geworden.“

Wir haben praktisch alle Möglichkeiten der Welt. Was wollen wir da mit einer Beziehung, die uns im schlimmsten Fall davon abhält, sie voll und ganz auszuleben? Christine Backhaus formuliert es so: „Wenn ich im Selbstbedienungsladen stehe mit allen Möglichkeiten, wie ich mein Leben gestalten möchte, will ich mich natürlich nicht früh festlegen, sondern erst mal alles mitnehmen, was es mitzunehmen gibt.“ Das Überangebot verleitet dazu, ständig weiter zu suchen – und zu swipen. Vielleicht kommt noch jemand Besseres? Vielleicht verpasse ich etwas, wenn ich mich in eine Beziehung stürze?

Als ich vor ein paar Wochen meinem Ärger auf Instagram Luft machte, erreichten mich viele Nachrichten: „Danke! Mich nerven solche Kommentare auch wahnsinnig.“ Oder: „Falls es dich beruhigt: Ich bin 29, und mir geht es genauso.“ Ich habe sogar folgende Nachricht bekommen: „Ich

habe das ganz lange selber geheim gehalten, weil ich mich dafür geschämt habe.“ Ich wurde immer wütender – auch als Freundinnen mir erzählten, frühere Partnerinnen oder Partner erfunden zu haben, um bei Trinkspielen wie „Ich hab’ noch nie“ nicht als unerfahren zu gelten.

Egal, wie offen wir für Lebensmodelle sind, die von der vorgegebenen Norm abweichen – selbst die Generation Z glaubt offenbar, dass bis zu einem bestimmten Alter gewisse Erfahrungen einfach gemacht worden sein müssen. Viele setzen sich dadurch selbst unter Druck, sagt Psychologin Backhaus. „Man will mitreden können und überprüfen, ob das wirklich so ist, wie man es gehört hat.“ Das habe auch mit der eigenen Persönlichkeit zu tun. „Kann ich das aushalten, dass ich vielleicht als sonderbar gelte – und wie fühle ich mich selbst dadurch?“ Ich zumindest habe mich noch nie schlecht wegen meiner angeblich fehlenden Erfahrung gefühlt. Im Gegenteil: Ich weiß, dass ich damit nicht alleine bin.

Viele in meinem Umfeld sind gewollt Singles. Ich auch. Einen inneren Druck verspüren wir nicht. Eher haben wir das Gefühl, dass es die anderen sind, die uns einreden, dass irgendetwas mit uns nicht stimmen könnte. Für Backhaus ist der Grund dafür ziemlich klar: „Wenn man sich für oder gegen etwas entscheidet, das scheinbar nicht der Mainstream ist, oder für sich selbst einsteht und mutig die Dinge vertritt, für die man sich entschieden hat – das ist vielen immer noch suspekt.“ Vor allem unsere Eltern und Großeltern sind mit dem Gedanken groß geworden: Was sollen bloß die Nachbarn denken?

Trotzdem rät Backhaus auch jungen Singles, in sich zu gehen. „Ist es mir wirklich nicht wichtig, jemanden an meiner Seite zu haben? Oder sind damit auch vielleicht Ängste und Unsicherheiten verbunden?“ Kann ich nicht einfach so Single sein? Muss denn immer ein Grund dahinter stecken? „Das nicht“, sagt Backhaus, „aber vielen

ist vielleicht auch nicht bewusst, dass Kränkung, Enttäuschung oder Trennungen in der Familie eine Rolle spielen können.“ Möglicherweise könne man so herausfinden, dass es doch ganz schön wäre, jemanden an seiner Seite zu haben. In einer Beziehung zu sein, sich festgelegt zu haben, kann eben auch gut sein. „Es fällt leichter, wenn man sich die Lasten des Alltags und die Verantwortung teilen kann“, sagt die Psychologin.

Dafür braucht es allerdings nicht zwingend eine amouröse Beziehung. Auch Familie oder Freunde können diese Bedürfnisse befriedigen. Diese Ansicht spiegelt die Bundesregierung wider. Im Koalitionsvertrag der Ampel-Regierung wurde festgehalten: „Wir werden das Institut der Verantwortungsgemeinschaft einführen und damit jenseits von Liebesbeziehungen oder der Ehe zwei oder mehr volljährigen Personen ermöglichen, rechtlich füreinander Verantwortung zu übernehmen.“ Damit erkennt sie auch an, dass die Ehe nicht mehr zu jedem Lebensentwurf passt. Die Politik versucht, einer gesellschaftlichen Entwicklung gerecht zu werden, die für viele schon Realität ist: 16,62 Millionen Singlehaushalte gab es in Deutschland im Jahr 2021. Längst ist von einer „Versingelung“ unserer Gesellschaft die Rede.

Gesellschaftliche Vorstellungen von festen Beziehungen passen oft nicht dazu, wie junge Menschen in Deutschland ihr Leben leben, Beziehungen führen oder eben nicht. Und das kann individuelles Leid verursachen. Es ist doch komisch: Man spricht mich immer wieder darauf an, Single zu sein, obwohl ich damit statistisch betrachtet überhaupt nicht von der Norm abweiche. Es sind nicht unsere Lebensentwürfe, die unpassend sind. Es sind vorgefertigte Allgemeinannahmen von der großen Liebe, von Monogamie

// Das Überangebot verleitet dazu, ständig weiter zu suchen – und zu swipen. Vielleicht kommt noch jemand Besseres? //

und Ehe, an denen viele noch festhalten, obwohl sie so oft nicht funktionieren.

Viele meiner Freundinnen hätten nichts gegen eine Beziehung – sie ist aber auch kein Muss. Eine Frage beschäftigt uns Dauer-Singles aber doch noch: Wird es für uns schwieriger, wenn wir uns erst mit Mitte 20, Anfang 30 auf eine Beziehung einlassen? Psychologin Backhaus kann das weder behagen noch verneinen: „Positiv ist: Ich bin im Rahmen meiner Selbstwirksamkeit ganz anders aufgestellt, weil ich schon einiges erlebt habe und vielleicht auch einfach gefestigter bin, wenn ich später eine Beziehung eingehe.“

Dem stimmen meine Freundinnen und ich zu. Wir glauben an uns selbst und wissen, wozu wir alleine in der Lage sind. Das festigt. Auch weil wir als Einzelperson schon viel mehr Lebenserfahrung haben. „Dadurch“, sagt die Psychologin, „bin ich ein in mir selbst gestärkter Partner – auch für mein Gegenüber.“ Auf der anderen Seite kann es natürlich sein, dass wir mit einer gewissen Hemmung in die Beziehung starten, „weil wir wissen, was in so einer Beziehung passieren kann“. Das habe auch damit zu tun, wie man aufgewachsen sei. Mein Bruder und ich haben lange geschertzt, dass unser ewiges Single-Leben auf die Trennung unserer Eltern zurückzuführen sei. Laut Christine Backhaus kann das auch unsere Eltern belasten. „Vielleicht sind sie verunsichert und haben das Gefühl, dass wirklich die eigene Trennung ein Grund ist.“ Mittlerweile führt mein Bruder seit fast einem Jahr seine erste Beziehung – mit genau Mitte 20.

Was wir alle gemeinsam haben: Wir wollen nicht auf unser (nicht vorhandenes) Liebesleben reduziert werden. Weder stimmt mit uns etwas nicht, noch müssen wir bis zu einem bestimmten Alter eine Beziehung geführt haben. Christine Backhaus rät auch den Fragenden, mal in sich zu gehen. Nicht nur für das ewige Single-Dasein kann es Gründe geben, sondern auch für die ewige Fragerlei. ◀

**Hochton,  
Tiefton,  
Feuilleton**

Heinz Strunk x POWER HIFI

Der Schriftsteller Heinz Strunk kennt sich aus mit Höhen und Tiefen. Und weiß sie pointiert zu inszenieren. Die POWER HIFI brilliert mit ihrem eindrucksvollen, extrem lauten, aber klar definierten Sound auch in den Zwischentönen. Finde deinen Sound auf: [teufel.de](https://teufel.de)

**Teufel**

#FollowYourSound

Foto: Joris van Gemtin/Laif

Ein gemeinsamer Name als Paar oder Familie: Das ist vielen Eheleuten wichtig. Der Gesetzgeber lässt die Wahl, wessen Name das sein soll. Die große Mehrheit entscheidet sich für den Namen des Manns. Im Jahr 2016, als die Gesellschaft für deutsche Sprache zuletzt die Daten von 219 Standesämtern analysierte, waren es 72 Prozent. Nur sechs Prozent der Paare entschieden sich für den Namen der Frau. Die Zahl ist zwar rückläufig: 1976 waren es noch 97 Prozent, 1996 schließlich 80 Prozent. Trotzdem sagt der hohe Anteil einiges aus über den Status der Emanzipation und die Entwicklung der Rechtslage.

Die Implikationen, sagt Anne Rosar, die als Sprachwissenschaftlerin zur Namenswahl in der Ehe forscht, seien eindeutig. „Es handelt sich um ein Relikt des Patriarchats, das sich unter dem Deckmantel ‚Tradition‘ bis heute wacker gehalten hat. Der Zwang zum Namenswechsel entmündigte nicht nur Frauen, er zeigte auch einen ‚Besitzwechsel‘ vom Vater zum Ehemann an.“ Damit spiegelte sich in der Namenswahl die ebenfalls noch verbreitete Sitte, nach der die Braut von ihrem Vater am Altar an den Bräutigam übergeben wird. „Viele Frauen hinterfragen das gar nicht“, sagt Rosar, „auch wenn sie emanzipiert sind.“

In einer nicht repräsentativen Online-Befragung erkundigte sie sich 2019 bei 277 verheirateten Personen nach ihrer Namenswahl. Viele von ihnen sagten, nicht allein aus Tradition den Namen des Manns gewählt zu haben, sondern nannten andere Gründe. „Die Ästhetik von Familiennamen wird gerne zur Legitimierung der Entscheidung für die Tradition genutzt“, sagt Rosar. „Der Name des Manns wurde in meiner Umfrage auffallend häufig als ‚schöner‘, ‚attraktiver‘ oder ‚besser klingend‘, der Name der Frau hingegen als ‚nicht schön‘, ‚kompliziert‘ oder ‚schwierig‘ bewertet.“ Statistisch ist das unmöglich wahr. Es gibt also neben Rosars Vermutung, die Ästhetik sei als Grund vorgeschoben, nur eine Option: Tausende Männer haben es geschafft, ihre Partnerinnen davon zu überzeugen, dass deren Nachnamen minderwertig seien.

Womöglich spielt dabei auch eine Rolle, dass die Person, die ihren Namen ändert, damit Arbeit hat, und dass Männer das ungern auf sich nehmen wollen. „Viele Frauen in der Umfrage gaben an, sie hätten nicht nur den administrativen Aufwand unterschätzt, den eine Namensänderung mit sich bringt, sondern auch, dass man mit neuem Namen zunächst nicht mehr auffindbar beziehungsweise identifizierbar ist“, sagt Rosar. Entsprechend entscheiden sich Paare mit hohem Bildungsniveau am seltensten dafür, dass beide den Namen des Manns tragen: 2016 waren es nur 42 Prozent. Eine Frau, die in ihrer Branche einen Namen zu verlieren hat, gibt ihn nicht einfach auf. Dass die Deutschen immer später heiraten, trägt dazu bei, dass sie beruflich stark mit ihrem Namen identifiziert werden. Ledige Frauen heirateten 1976 im Alter von 23 Jahren, 1996 mit 28 Jahren und 2016 mit 31,5 Jahren.

### EIN NAME FÜR DEN STATUS

Tatsächlich bildet die Entwicklung des Namensrechts die gesellschaftliche Entwicklung der fortschreitenden Emanzipation gut ab. Noch vor 130 Jahren gab es keinerlei Wahlmöglichkeit. „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes“, hieß es im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) 1896 schlicht. „Letztlich handelte es sich um eine patriarchalische Regelung, die der patriarchalen Gesellschaftsordnung entsprach“, sagt der Rechtswissenschaftler Tobias Helms. „Für die Frau war ihr Status davon abhängig, wen sie heiratete, also legte sie auch Wert darauf, den Namen dieses Manns zu führen. Wenn man keinen gemeinsamen Namen trug, war man unverheiratet – das war mit einem starken gesellschaftlichen Makel verbunden, ebenso wie nichtehelicher Nachwuchs.“

In der DDR konnte der Name der Frau von 1966 an der Ehefrau werden, in der Bundesrepublik von 1977 an. Das klingt modern, aber letztlich zogen noch immer viele Frauen den

Kürzeren. „Wenn man sich nicht einigen konnte, war es automatisch der Name des Manns“, sagt Helms. „1991 erst entschied das Bundesverfassungsgericht, dass das keine Gleichberechtigung ist.“ Seitdem dürfen beide Partner ihre Namen behalten. Davon machten 2016 nur 16 Prozent der Hochzeitspaare Gebrauch – auf hohem Bildungsniveau waren es mit 38,5 Prozent mehr als doppelt so viele. Unter bestimmten Umständen wird die Tendenz, den Namen des Manns anzunehmen, ausgehebelt. „Wenn berufliche Bekanntheit und Erfolg, finanzieller Wohlstand oder Adelstitel ins Spiel kommen, verliert das Geschlecht an Relevanz“, sagt Rosar. Einen adelig klingenden Namen nehmen auch Männer bereitwilliger an.

Allerdings ist der Nachname nicht nur im Beruf wichtig. Gerade in Deutschland, wo viel gesiezt wird, sehen Menschen ihn als Teil ihrer Identität. Dieser hohe Stellenwert kann in zwei

Der Bund der Ehe hat Folgen: Ihren künftigen Namen können sich die Partner nicht einfach frei auswählen – wie es zum Beispiel in Schweden der Fall ist.

Richtungen ausgelegt werden. „Frauen, die ihren Namen aufgegeben haben, betonen, dass der gemeinsame Name besonders wichtig und identitätsstiftend für die neu gegründete Familie, das *doing family*, sei“, berichtet Rosar. „Frauen, die ihren Namen behalten haben, argumentieren, dass sie diesen großen Teil ihrer Identität nicht aufgeben und die Verbindung zu den Eltern, der Herkunftsfamilie, aufrechterhalten wollten.“

Wozu der Wunsch nach einer gemeinsamen Identität und die Bereitschaft, die eigene dafür aufzugeben, führen kann, sieht man an Taylor Dome. Die amerikanische Krankenschwester ist verlobt mit dem Hollywood-Star Taylor Lautner, jüngeren bekannt als „Jake“, Älteren meist nur als „der andere aus Twilight“. Fotos des Heiratsantrags zeigen im Hintergrund „Lautner“ als Neon-Schriftzug an der Wand, auch wenn man annehmen sollte, dass „Taylor“ smartere gewesen wäre. Die Braut allerdings

hat beschlossen, den Nachnamen ihres Manns anzunehmen. Damit werden beide Taylor Lautner heißen. Es sei schon narzisstisch, gestand der Schauspieler in einer Talkshow, aber es gefalle ihm. „Wir werden dieselbe Person sein.“ Besonders bizarr daran ist, dass der Name Taylor Lautner in den Vereinigten Staaten sehr bekannt ist – und niemand dabei spontan an eine Krankenschwester denkt.

### WEITER IN DER VÄTERLINIE

Der Schauspieler beteuert, er habe die Entscheidung seiner Verlobten nicht beeinflusst. Andere Männer sind da offensiver. „Obwohl Männer im Vergleich zu ihren Frauen meist keine besondere Familienhistorie vorzuweisen haben, bestehen sie oft darauf, dass ihr Familienname und somit die Väterlinie weitergeführt wird“, sagt Rosar. „Noch so ein Relikt des Patriarchats. Männer wollen sich so zumindest in der Außenwirkung ihre Stellung als Familienoberhaupt sichern.“

In der bereitwilligen Aufgabe des Mädchennamens sieht sie mehr als eine Formsache. „Viele gleichberechtigt organisierte Paare rutschen bei der Heirat in die Traditionsfalle. Frauen geben ihrem Partner zuliebe ihren Namen auf. Bei der Geburt des ersten Kinds geben sie dann auch die Erwerbstätigkeit auf, arbeiten höchstens noch in Teilzeit und sind für die Sorgearbeit zuständig.“

Auch der Rechtswissenschaftler Helms erkennt, wie zäh viele am Althergebrachten festhalten. „Wenn man sich anschaut, wie lange es mit der Erwerbstätigkeit der Frauen in Deutschland gebraucht hat und wie die Relation zu Männern da noch immer ist – da hält sich ein gewisses Rollenverständnis deutlich hartnäckiger, als wir es wahrhaben wollen.“

Ihre Identität zu wahren und zugleich eine neue anzunehmen, das wäre für die meisten Paare ideal. „Das geltende Namenrecht bietet bislang keine angemessene Lösung, die beide Bedürfnisse befriedigt“, sagt Rosar. Der Begleitname, umgangssprachlich meist Doppelname genannt, wurde Frauen in der Bundesrepublik 1958 erlaubt, Männern 1977. Aber das Konzept ist so voller Schwächen, dass Experten es kritisch sehen. Problem Nummer eins: Nur ein Partner kann den Doppelnamen annehmen. Problem Nummer zwei: Kinder dürfen keinen Doppelnamen bekommen.

Die Linguistin und der Jurist kennen die Unzufriedenheit darüber in der Bevölkerung. „Viele Paare möchten einen einheitlichen Ehenamen, das hat auch eine starke Symbolkraft“, sagt Helms. „Was wäre da sinnvoller, als zu ermöglichen, dass beide einen gemeinsamen Doppelnamen führen

// Ihre Identität zu wahren und zugleich eine neue anzunehmen, das wäre für die meisten Paare ideal. „Das geltende Namenrecht bietet bislang keine angemessene Lösung, die beide Bedürfnisse befriedigt.“ //

und diesen Namen an ihre Kinder weitergeben? Es gibt kaum ein Thema, zu dem ich so viele Mails bekomme.“ Der Plan, ein solches Gesetz umzusetzen, steht im Koalitionsvertrag der Ampel. Von einem konkreten Entwurf hat Helms allerdings bisher nichts gehört. Auch Anne Rosar hält dieses Modell für zukunftsträchtig: Die ganze Familie bekommt Doppelnamen und kann sie führen, wie sie möchte. Nicht alle, die Doppelnamen tragen, lassen sich in jeder Situation damit ansprechen. Wenn die Kinder selbst heiraten, könnten sie sich entscheiden, welchen ihrer Namen sie mit in die neue Familie nehmen wollen.

Damit würde das Namensrecht ähnlich funktionieren wie Genetik – nur mit Wahlmöglichkeit. Doch Doppelnamen haben in Deutschland nicht den besten Ruf. „Doppelnamen wurden in der rechtspolitischen Diskussion oft ins Lächerliche gezogen durch das Anführen von komischen Kombinationen“, sagt Helms. „Oder durch den Hinweis auf die Vielfalt der Kombinationsmöglichkeiten, die etwa dadurch entstehen können, dass beide Ehegatten schon vor der Ehe einen Doppelnamen führen und dann bei der Eheschließung auswählen müssen, welcher Namensbestandteil für den neuen Doppelnamen verwendet wird und in welcher Reihenfolge. Aber: Ja und? Ist das schlimm?“ Soweit bekannt, haben etwa die Entscheidungen von Herta Däubler-Gmelin und Sabine Leutheusser-Schnarrenberger für ihre Namen keine dramatischen Konsequenzen nach sich gezogen.

### SCHWEDISCHES MODELL

Manche Paare wünschen sich eine Gesetzgebung wie in Schweden. Dort können sich Eheleute für eine geringe Verwaltungsgebühr einen neuen Nachnamen aussuchen. Oft wird er aus den bisherigen Namen gebildet: Im Deutschen würde etwa Herr Färber Frau Müller heiraten, und beide hießen künftig Füller. Doch dazu macht der Gesetzgeber keinerlei Anstalten. Ohnehin sind Namensänderungen in Deutschland extrem schwierig durchzusetzen und erfordern gute Gründe. Dass etwa jemand einen komplizierten ausländischen Namen hat, gilt nicht als Grund. Helms plädiert für mehr Flexibilität. „Die Länder, die Namensänderungen deutlich großzügiger ermöglichen, erleben auch nicht, dass Leute dauernd ihre Namen hin und her ändern. Kriminelle würden damit nur die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich ziehen.“

„Dass es bis heute in Deutschland außerhalb der Heirat fast unmöglich ist, den eigenen Namen zu ändern, hat auch etwas mit Antisemitismus zu tun“, sagt Rosar. „In der Vergangenheit, besonders im Nationalsozialismus, hatte man Angst vor der ‚Namensflucht jüdischer Bürger‘. Um die Gefahr der Verdunkelung der Herkunft zu bannen, war – und ist – eine Namensänderung kaum möglich. Das Thema ist bislang kaum erforscht, da besteht großer Nachholbedarf.“ Das passt zur widersprüchlichen Argumentation des restriktiven Namensrechts: Vorgeblich ist es die Identifizierbarkeit, deretwegen Menschen ihre Namen behalten sollen. Aber dass es Tausende Christian Schmidts gibt, gilt als unproblematisch.

Gerade in Patchwork-Situationen kommt es durch das Namensrecht zu unglücklichen Konstellationen. Wenn etwa ein Kind durch eine sogenannte Einbenennung den Namen des Stiefvaters annimmt, behält es diesen – auch wenn es zur Scheidung kommt und die Mutter ihren Mädchennamen wieder annimmt. Ohnehin gibt es in Patchwork-Familien meist mehrere Nachnamen; die Zusammengehörigkeit aller Beteiligten ist oft nicht ersichtlich. „Meist entscheiden sich Paare dann für getrennte Namen oder einen Doppelnamen“, sagt Rosar. „Elternschaft bricht da oft Geschlecht, das heißt, dass die namentliche Kennzeichnung der Eltern-Kind-Beziehung wichtiger ist als die der neuen Partnerschaft.“

Die Namenswahl von Eheleuten sagt also oft weniger über die Zusammengehörigkeit aus als über die Umstände. Und da die Umstände durch die vielen Patchwork-Familien immer komplizierter werden, ist es auch immer üblicher, dass ein Elternteil anders heißt als das Kind. Das gilt in vielen Familien als schlagendes Argument für den gemeinsamen Namen oder zumindest dafür, dass der Nachwuchs heißen soll wie der Vater: Muss der Mann sonst etwa immer die Geburtsurkunde vorlegen, damit man weiß, dass er das Kind nicht entführt hat? Tobias Helms zumindest sieht da kein Problem: „Wenn ich mein Kind zum ersten Mal irgendwo abhole und sage, ‚Hallo, ich bin der Vater von Soundso‘, hat mich noch nie jemand nach meinem Nachnamen gefragt.“ ◀

## Im Namen des Gesetzes

Von Julia Bähr



Noch immer geben viele Frauen bei der Heirat ihren Mädchennamen ab – ein Relikt des Patriarchats. Doch die Symbolkraft eines gemeinsamen Namens lässt sich auch anders erreichen.

MYSTÈRE  
DAS GEHEIMNIS ZEITLOSER ANMUT



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de/mystere

# TASTEN, die die WELT bedeuten

Jahrelang kümmerte es ihn nicht, auf welcher Tastatur er schrieb. Durch einen Zufall tauchte unser Autor dann tief in die Welt mechanischer Tastaturen ein. Wenn es ums Schreiben geht, ist seitdem nichts mehr, wie es einmal war.

Von Kim Björn Becker, Fotos Patrick Slesiona



Liebe im Detail: In seiner Amsterdamer Wohnung baut Max eine Vega-Tastatur aus Aluminium zusammen – dazu testet er den Klang der Switches und trägt Schmierfett auf die Drähte auf, die größere Tasten dezent stabilisieren (links). In seinem Bestand ist auch die kompakte Tastatur „OxCB Static“ mit durchsichtigem Kunststoffgehäuse im 40-Prozent-Layout (rechts oben). Der Student kann aus Dutzenden Switches auswählen, die alle anders klingen und sich unterschiedlich anfühlen (rechts unten).



Ohne meine Tastatur bin ich nur ein Typ mit kauziger Handschrift, der dringend eine neue Tastatur braucht. Einer, der auf keine Mail mehr antwortet, in den Google-Suchschlitz nichts mehr eingeben kann. Der abgeschnitten ist von fast allem. Wie oft am Tag die Fingerspitzen wohl eine der Tasten berühren? Ich weiß es nicht, Tausende Male. Die Tastatur auf der Schreibtischplatte ist – neben der Maus – die einzige Verbindung zum Computer, mein Scharnier zwischen analoger und digitaler Welt. Einem Berufsschreiber sichert sie ja auch das Einkommen. Und, verrückt: Dafür, dass die Tastatur so wichtig ist, war sie mir jahrelang erschreckend egal.

Meine Haltung in dieser Sache war immer klar: Es gab keine. Wenn ich mir einen neuen Computer kaufte, reichte die mitgelieferte Standardtastatur. Wenn sie doch mal kaputt ging, kaufte ich wahllos ein neues Modell im Elektrofachmarkt. Und in der Redaktion standen sowieso schon immer ungefragt schwarze Kästen auf den Schreibtischen. Sie waren mir über Jahre mehr als genug.

Das hat sich im Herbst vergangenen Jahres geändert. Nicht langsam und allmählich, sondern mit einem großen Knall. Der Youtube-Algorithmus spülte mir eines Abends das Video eines jungen Manns in die Timeline, der leidenschaftlich über Tastaturen sprach. Von Gehäusen, gefräst aus einem einzigen Block Aluminium. Von butterweichen Tastschaltern, die herrlich satt klangen, wenn er tippte. Von Tastenkappen, deren Legenden so präzise gearbeitet sein mussten wie ein Schweizer Uhrwerk. Er benutzte Fachwörter, die ich nicht kannte. Überhaupt verstand ich am Anfang nicht besonders viel. Doch ich wusste, dass ich es verstehen wollte. Alles daran.

Ein sonniger Frühlingstag in Amsterdam. Ich bin mit Max verabredet, dem jungen Mann von Youtube, mit dem alles anfing. Er öffnet die Haustür und bittet hinauf. In seinem kleinen Zimmer gleich unter dem Dach will er mir zeigen, wie man eine richtig gute Tastatur baut. Es soll eine Vega im minimalistischen Design werden, weißes Aluminiumgehäuse, weiße Tastenkappen mit schwarzer Schrift. Der Mann hat Geschmack.

Max ist 21, er studiert in der Stadt und bittet, dass sein Nachname in dem Text nicht vorkommt. Auch im Netz tritt er nur mit seinem Vornamen auf, oder bei Youtube unter dem Alias „whnkeys“. Die Vega hat ein 65-Prozent-Layout (siehe übernächste Seite), im Vergleich mit klassischen Tastaturen fehlen die F-Tasten ganz oben und der Nummernblock rechts. Das spart Platz auf dem Schreibtisch. Max rückt den Stuhl zurecht, blickt konzentriert

nach unten. Auf der Tischplatte liegen die Einzelteile der Vega. Max baut die Stabilizer ein, kleine Drähte, die bei den großen Tasten die Stabilität verbessern. Er greift nach einem Tastschalter, im Englischen „Switch“ genannt, und heizt den Lötcolben auf. Wenn das Gehäuse einer Tastatur der Körper ist und die elektrische Leiterplatte ihr Gehirn, dann sind die Switches so etwas wie das Nervensystem. In den kleinen Kunststoffwürfeln, die selten mehr als einen Euro pro Stück kosten, entsteht beim Drücken der Taste ein elektrischer Kontakt. Sie machen eine gewöhnliche Tastatur zu einer mechanischen Tastatur, wegen der besonderen Mechanik im Innern.

Dutzende Switches wird Max in den nächsten Minuten auf die elektronische Leiterplatte löten. Leben kann und will er davon nicht, Tastaturen sind sein Hobby. „Es geht viel um das Bauen an sich“, sagt Max. Da ist die Idee eines neuen „Builds“, wie eine maßgefertigte Tastatur in der Szene genannt wird. Da ist die Suche nach den Bauteilen im Internet, oft das lange Warten. Und dann das konzentrierte Arbeiten am Schreibtisch, das Handwerkliche.

Perfektion ist unerreichbar, nur nach dieser Logik funktioniert das Ganze. Und doch haben viele in der Szene eine sehr konkrete Vorstellung davon. In Internetforen schwärmen Enthusiasten von einer Tastatur, die sie ihr „Endgame-Keyboard“ nennen. Jene Konfiguration also, die sich nicht mehr verbessern lässt.

## DER MARKT IST EXPLODIERT

Die Vega ist für Max kein Endspiel, aber schon ziemlich weit oben. Er arbeitet langsam und konzentriert an den Bauteilen. Wie ein Uhrmachermeister, nur ohne Lupe. Knapp zwei Stunden, dann setzt Max probeweise die ersten Tastenkappen auf die Switches. Er tippt etwas und hält kurz inne. „Eigentlich sollte sich jede Taste gleich anhören.“ Tun sie nicht. In den oberen Reihen ist das Klacken etwas heller als unten. Max deutet auf das Edelstahlgehäuse, das auf der Unterseite des Gehäuses eingelassen ist. „Das müsste etwas mehr in der Mitte sein. Dann wäre der Sound gleichmäßiger.“

Während Max die Switches auf die Platte lötet, komme ich ins Grübeln. Die Ästhetisierung der mechanischen Tastatur wirkt auf Außenstehende erst einmal nerdig. Man kann sie leicht belächeln, die ganze Überhöhung, auch den übertriebenen Hang zu Details. Aber war das alles nicht vielleicht überfällig? Alte Schreibmaschinen genießen aus guten Gründen Kultstatus. Olivetti und Triumph-Adler haben schließlich keine Klappstühle

gebaut, sondern Ikonen der Textproduktion. Und jeder weiß, dass Ernest Hemingway auf einer Underwood schrieb, er hat sich auch oft genug damit fotografieren lassen. Aber wer kennt schon die Avantgarde auf zeitgenössischen Schreibtischen? Wer hat von Mode gehört, von Ikki oder Ramaworks?

Die Pandemie hat viel verändert. Corona ließ den Markt für individuelle mechanische Tastaturen explodieren, erst in den Vereinigten Staaten und in Asien, mit etwas Verzögerung in Deutschland. Vielleicht ging es einigen wie mir, sie stießen zufällig darauf. Andere haben im Lockdown womöglich ihr Arbeitsgerät genau unter die Lupe genommen und gemerkt, dass da noch mehr geht. Wie auch immer, eine kleine Gruppe von Enthusiasten gab es hierzulande schon vorher. In Internetforen analysierte sie jedes Detail einer Tastatur mit heiligem Ernst und stritt leidenschaftlich darum, wann ein Keyboard vollkommen ist.

Inzwischen ist die Tastatur für immer mehr Menschen wahlweise zum Statussymbol, zum Designobjekt oder zu einer technischen Spielwiese geworden. Viele finden es normal, 500 Euro für ein perfekt gearbeitetes Gehäuse auszugeben und knapp 300 Euro für einen Satz feinsten Tastenkappen. Ein Board, das individuell auf den Nutzer abgestimmt wird, ist längst nicht mehr etwas nur für Nerds. Und was Komponenten angeht, wächst auch mein Snobismus mit jedem Monat im Hobby ein Stück mehr.

Im Herbst sah ich das erste Video von Max, und über den Winter brachte mir der Paketbote Stück für Stück die Teile für gleich drei Tastaturen. Zwei große Boards mit Kabeln für Redaktion und Homeoffice, dazu ein kleines mit Bluetooth für Recherchereisen mit dem iPad. Die Großen sind schwer und aus Aluminium, jedes Board wiegt fast zwei Kilogramm, die Switches gleich, die Tastenkappen ähnlich. Die Welt der mechanischen Tastaturen ist ohne Zweifel verrückt, auf liebenswerte Weise irrational. Natürlich erledigt fast jeder beliebige Plastikasten den Job am Ende ähnlich gut, für einen Bruchteil des Geldes. Und doch weiß ich, dass ich nie mehr in meine alte Gedankenwelt zurückkomme, in der die Tastatur ein beliebiges Gerät war, austauschbar und ohne Seele.

## ES MUSS SATT KLACKERN

Max ist mir an Erfahrung weit voraus, in seiner Studentenwohnung hat er schon fast drei Dutzend Tastaturen gebaut. Er sagt: „Man kann so viel machen, da hörst du nicht mehr auf.“ Auf seinem Youtube-Kanal filmt er sich



Handarbeit in Ostwestfalen: Philip Düker steht in der Werkstatt des Start-ups The Teleport (links unten). Das Unternehmen stellt in Gusstechnik Nummernpads her und lässt Tastaturen aus Aluminium fräsen. Der Hersteller GMK (rechts) fertigt in der Oberpfalz Tastenkappen für den Weltmarkt. Enthusiasten zahlen für bestimmte Designs Hunderte Euro und sind bereit, Monate auf die Kunststoffteile zu warten.



seit etwa anderthalb Jahren beim Löten und Schrauben, vergleicht unterschiedliche Switches, rezensiert Tastenkappen. Teilweise sehen sich mehrere Tausend Nutzer die Videos an. In Amerika erreicht der Influencer Nathan Kim, der den Kanal „TaehaTypes“ betreibt, inzwischen Hunderttausende. Auf ihn bin ich im Herbst auch bald gestoßen, sein Video über die „Anatomie einer individuellen mechanischen Tastatur“ war meine Einführungsvorlesung.

Richtig gelungen ist eine Tastatur für Max, wenn sie gut klingt. Da kommt die Sache mit dem Gewicht ins Spiel, das für ihn möglichst mittig im Gehäuse untergebracht sein muss – und nicht so weit hinten, wie es die Designer der Vega vorgesehen haben. Es kommt auch auf die Masse an. „Je höher das Gewicht ist, desto weniger schwingt das Board“, sagt er. „Und das ergibt dann weniger Ping.“

Ping, das ist der metallische Nachhall, der bei einigen Tastaturen je nach Bauweise zu hören ist, sobald eine Taste gedrückt wurde. Enthusiasten verändern ihre Tastaturen so, dass sie möglichst tief und dumpf klingen; im Englischen wird der Idealzustand eines satten Klackerns beim Tippen lautmalersich mit „thock“ umschrieben. Das trifft es ziemlich gut. Um diesen besonderen Klang hinzubekommen, stecken einige Bastler Schaumstoff ins Gehäuse, gelegentlich auch Textilfasern oder Knete. Im Netz hat mal jemand Beton hineingegossen. Doch Schaumstoff hat sich etabliert. „Das spaltet die Leute im Hobby gerade sehr“, sagt Max. Er sieht sich als Puristen, eine gute Tastatur muss für ihn auch ohne Schaumstoff gut klingen. „Sie sollte akustisch auf eigenen Beinen stehen können.“

Switches sind unter Enthusiasten eine Wissenschaft für sich, viele probieren Dutzende Modelle durch, um das Modell zu finden, das für sie perfekt ist – seien es am Ende „Holy Pandas“, „Durock Koalas“ oder der günstigste „Akko CS Vintage White“. Auf Reddit, Geekhack und Youtube lerne ich, wie man Switches öffnet und mit einem feinen Pinsel Schmierfett aufträgt, damit sich der Schalter noch weicher drücken lässt. Später tausche ich die Federn in den Gehäusen aus, um die Anschlagskraft der Taste zu optimieren. Es geht um Nuancen, die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Max sagt: „Es ist ein rabbit hole.“

In den Achtzigerjahren hat der Computerhersteller IBM das Aussehen der Tastatur mit seinem „Modell M“ maßgeblich geprägt. Die Anordnung der Tasten, die Grau- und Beigetöne, das alles stammt aus einer Zeit, als die

ersten Computer in Privathaushalten Einzug hielten. Nur die Knickfedern, die IBM damals in den Tastaturen verbaut hat, haben sich nicht durchgesetzt. Mechanische Tastschalter sind heute durchweg anders konstruiert. Die inzwischen abgelaufenen Patente, die ebenfalls aus den Achtzigern stammen, gehörten dem Konkurrenten Cherry. Das Unternehmen stammt auch aus Amerika, produziert seine Switches aber seit Jahren in der Oberpfalz. Ich will noch besser verstehen, warum mich mechanische Tastaturen faszinieren. Will die Technik dahinter wirklich begreifen. Zeit für einen Ortstermin.

Das Werk von Cherry liegt etwas außerhalb von Auerbach, der zweistöckige Bau ist schon von der Bundesstraße aus zu sehen. Produktionsleiter Albert Karl öffnet die Tür zur Fertigungshalle, es rattert und zischt, mehrere Anlagen laufen gerade parallel. Die Maschinen spucken dort jedes Jahr 500 Millionen Switches aus – genug, um siebeneinhalb Millionen Vegas auszustatten. Karl führt mich zu einem Behälter mit unzähligen kleinen Plastikteilen darin. „Man sieht an der Farbe der Schaltknocke, wie der Switch konstruiert ist.“

Schaltnocke, der Begriff klingt für mich nach Autowerkstatt. Karl meint damit den kreuzförmigen Stempel, der den Schalter mit der Tastenkappe verbindet. In der Szene spricht man vom „Stem“. Das Kreuz hat Cherry erfunden, auch dieses Patent ist längst abgelaufen, die Form wurde zum Industriestandard. Ebenso die Marotte, dass die Farbe des Bauteils anzeigt, wie sich der Switch beim Tippen anfühlt. Ist er rot, ist der Schalter butterweich, „linear“ heißt das dann. Braun heißt, man spürt einen kleinen Widerstand, bevor er auslöst. Und Blau bedeutet, es kommt noch ein Klickgeräusch dazu.

## IM FOKUS DER GAMING-SZENE

Rolf Unterberger empfängt mich in seinem Büro, und gleich fallen mir zwei Tastaturen auf. Ein unscheinbares schwarzes Modell ist mit dem Computer des Vorstandsvorsitzenden verbunden, ein buntes Exemplar lehnt auf einem Regal an der Wand: ein Geschenk von Geschäftspartnern aus der Computerspieleindustrie. Dass es zwischendurch überhaupt noch ein Interesse an mechanischen Tastaturen gab, hat viel mit der professionellen Gaming-Szene zu tun, in der inzwischen ähnlich hohe Preisgelder gezahlt werden wie bei einem gut besetzten Golfturnier. Als der amerikanische Youtuber Nathan Kim

vor gut zwei Jahren eine Tastatur im Wert von umgerechnet mehr als 3000 Euro für den E-Sportler Turner Tenney baute, stand die bis dahin sehr überschaubare Keyboard-Community mit einem Mal im Fokus einer riesigen, umsatzstarken Gamer-Szene.

Auch wenn Kim damals keine Cherry-Switches verbaut hat, weiß man in Auerbach nur zu gut um die Bedeutung der E-Sportler. „Das Gefühl der Switches muss immer gleich sein“, sagt Unterberger. „Kompakt und satt.“ Dabei ist Cherry unter Enthusiasten oft gar nicht erste Wahl. Einige schwören auf die Klassiker mit der Kirsche, doch viele halten sie im Vergleich mit den Modellen aus Asien für zu kratzig. In seiner Studentenbude frage ich Max nach seiner Meinung. „Wer ins Hobby einsteigt, findet Cherry oft erst mal schlecht“, sagt er. Auch für ihn sind die Switches aus Auerbach etwas grob. „Aber sie haben einen sehr eigenen Klang. Viele, die sich durchprobieren, landen später wieder bei Cherry.“

Die Sonne steht tief über Amsterdam, sie leuchtet weit ins Wohnzimmer hinein. Max schließt die Vega an seinen Rechner an und überprüft, ob jeder Switch funktioniert. Dann steckt er die restlichen Tastenkappen auf. Das Board soll minimalistisch sein. Kein Wunder, der Hang zum Schnörkellosen brachte ihn erst zu seinem Hobby. Weil ihm keines der Modelle im Handel gefiel, suchte der Student nach Bausätzen – und verstand mit der Zeit immer besser, wie eine Tastatur funktioniert. Die weißen Kappen mit den schwarzen Buchstaben darauf hören passenderweise auf den Namen „GMK Minimal“. Fast 200 Euro hat Max dafür ausgegeben. „Wenn man die Preise hört, denkt man erst, das ist doch totale Abzocke“, sagt er. „Aber am Ende ist das für die Qualität schon gerechtfertigt.“

Ich will herausfinden, ob das stimmt. Für Enthusiasten überall auf der Welt sind Tastenkappen von GMK der Goldstandard, der Hersteller hat eine enorme Reputation in Internetforen und auf Youtube – gerade in der wichtigen Community in Amerika. Auch GMK hat seinen Sitz in der Oberpfalz, kaum eine Autostunde von Cherry entfernt. Das kann kein Zufall sein – und es ist auch keiner. In Wernberg-Köblitz, einem kleinen Ort unweit der tschechischen Grenze, beginnt der Geschäftsführer Christoph Kredler zu erzählen. Davon, wie sein Vater einst bei Cherry gekündigt und mit anderen Kollegen GMK gegründet hat. Wie sich das Unternehmen früh auf Industrietastaturen

spezialisiert hat, die von Investmentbankern und Fluglotsen genutzt werden. Wie Keyboard-Enthusiasten aus den Vereinigten Staaten vor zehn Jahren zum ersten Mal mit ihren Ideen ankamen und wissen wollten, wie viele Sätze sie mindestens abnehmen müssten.

„Es ist unser Job, Ideen umzusetzen“, sagt Kredler. Der 37 Jahre alte Geschäftsführer führt durch die Werkshalle, seine Leute bereiten gerade die Ankunft einer weiteren Spritzgussmaschine vor. Die anderen Anlagen spucken derweil unablässig neue Tastenkappen aufs Band. „Die Designer sollen ihre Kreativität ausüben bis an die Grenzen des technisch Machbaren.“ Darauf hat man sich bei GMK spezialisiert. Die Schrift wird hier nicht auf die Tasten gedruckt oder per Laser graviert, wie das bei günstigeren Fabrikaten üblich ist. Beide Farben werden mittels spezieller Metallformen aus flüssigem Kunststoff ineinander gegossen – das macht die Teile haltbarer und die Legenden besonders leserlich. Mit einer Wandstärke von anderthalb Millimetern sind die Kappen aus ABS-Kunststoff alles andere als dünn.

## MONATELANGE WARTEZEITEN

In Wernberg-Köblitz war man überrascht, welchen Zulauf die Szene während der Pandemie bekommen hat. „Es sind viele Programmierer im Hobby, Menschen aus der IT-Branche, die viele Stunden am Tag mit der Tastatur verbringen“, sagt Kredler. Wer heute einen Satz Tastenkappen in Auftrag gibt, muss bis zur Auslieferung mehrere Monate warten, manchmal ein Jahr, so voll sind die Auftragsbücher. Sätze, die unter Enthusiasten begehrt sind, kann man im Handel gar nicht mehr bekommen. Auf dem Zweitmarkt werden die Basis-Sets oft für das Doppelte des üblichen Verkaufspreises angeboten. Und mehr. Für einen Satz „GMK Coral“ rief ein Händler aus Großbritannien auf Ebay im Frühjahr 580 Pfund auf.

Die Tastenkappen sind das Gesicht einer Tastatur, sie prägen ihren Charakter mehr als alles andere. Was macht gutes Design aus? Ein Anruf bei Stephan Oberhoff in Brühl. Er muss es wissen, unter dem Künstlernamen Oblotzky hat er mehrere Keycap-Sätze entworfen. 2017 ist ihm mit „Oblivion“ ein internationaler Erfolg gelungen, mehr als 5000 Einheiten wurden seinen Angaben zufolge produziert; dazu muss man wissen, dass einige Entwürfe gerade so auf die Mindestmenge von 250 kommen und viele nicht einmal so weit. „Alles, was zurückhaltend ist,

## Format und Layout

Eine voll ausgestattete Tastatur hat etwas mehr als 100 Tasten, das entspricht dem Referenzwert 100 Prozent. Unter Enthusiasten geht der Trend zu kleineren Formaten. Populär sind „TKL“-Modelle, die ohne Nummernblock auskommen. Für kleine Schreibtische oder die Reise eignen sich 60- oder 65-Prozent-Tastaturen. In Europa ist das ISO-Layout Standard, man erkennt es an der L-förmigen Entertaste. Die Alternative ist das amerikanische ANSI-Layout mit flacher Eingabetaste. Grundsätzlich funktioniert jedes Layout auch ohne passende Tastenkappen auf Deutsch – solange der Computer auf die deutsche Sprache eingestellt ist, erscheint auf dem Bildschirm ein „ü“, wenn man die dafür vorgesehene Taste drückt.

## Keycap-Profil

Die Oberseite der Tastenkappen ist nicht immer gleich. Damit die Finger gut in die Tasten greifen können, sind die Reihen oft unterschiedlich geformt. In Europa ist das Cherry-Profil am weitesten verbreitet, das von der Seite betrachtet eine Kurve beschreibt und in der Mitte der Tastatur am flachsten ist. Beim OEM- und SA-Profil ist dieser Effekt noch stärker ausgeprägt, sie sind aber eher selten mit deutschen Legenden zu bekommen. Wer möglichst gleichförmige Tastenkappen bevorzugt, kann Sätze mit den Profilen XDA und DSA ausprobieren.

## Bauweise

Die Bauweise einer Tastatur definiert, wie Gehäuse, Platine und Deckplatte miteinander verbunden sind. Unter Enthusiasten gilt der „Gasket Mount“ als ideal, weil der Mittelteil auf Schaumstoffelementen gelagert und entsprechend schwingungsarm ist. Auch biegt sich die Tastatur beim Schreiben so möglichst gleichmäßig durch – zu wenig Flex kann auf Dauer unangenehm sein. Beim „Tray Mount“ werden Platine und Platte auf mehreren Metallstempeln des unteren Gehäuseteils gelagert; in der Nähe der Stempel ist die Tastatur entsprechend steif. Die Deckplatte kann aus Kunststoff oder Metall sein, das Material wirkt sich auf Klang und Schreibgefühl aus. Die Switches werden meist auf die Leiterplatte gelötet, dann sind mehr individuelle Tastenanordnungen möglich. Wer nicht löten will, muss auf eine „Hot swap“-Ausführung zurückgreifen, bei der das Layout der Tastatur aber meist vorgegeben ist. Der Winkel, in dem die Tasten von vorne nach hinten ansteigen, ist bei vielen Custom-Tastaturen vorgegeben. Laut ISO-Norm sollte er zwischen fünf und zwölf Grad betragen.

## Switches

Im Gehäuse jedes Tastschalters befindet sich eine Feder – sie gibt vor, wie leicht sich der Switch drücken lässt. Viele schließen nach einem Federweg von etwa zwei Millimetern den Kontakt, die Auslöskraft liegt oft zwischen 35 und 90 Gramm. Ist die Kraft zu groß, ermüden die Finger beim Tippen schnell; ist sie zu niedrig, macht der Schreiber meist mehr Fehler. Auch das Gefühl im Moment des Auslösens ist je nach Bauart unterschiedlich. Bei taktilen Switches deutet sich der Kontakt durch einen leichten Widerstand an, der sich dann mit einem Mal löst. Bei linearen Schaltern nimmt die Kraft durch die Feder immer stärker zu, je tiefer die Taste gedrückt wird. Ein dritter Typ von Switches wiederum erzeugt beim Tippen ein lautes Klacken – ein Effekt, der vor allem in Großraumbüros schnell irritiert.

funktioniert gut“, sagt Oberhoff. So war es auch bei „Oblivion“, weißbunte Schrift auf unterschiedlichen Grautönen.

Vielen Designs ist gemein, dass die äußeren Funktionstasten dunkler sind als die mit Buchstaben und Zahlen in der Mitte. Kenner sprechen von „Modifiern“ und „Alphas“. Die Farbgestaltung führt dazu, dass die unterschiedlichen Funktionen der Tasten deutlich werden – und sie erzeugen, wenn man es richtig angeht, eine angenehme Symmetrie. „Im besten Fall umwickeln die Modifizierer die Alphas“, sagt Oberhoff. „Diese Farbverteilung stammt ursprünglich von einer alten IBM-Tastatur.“ Er meint das Modell M aus den Achtzigerjahren.

Bevor ein Entwurf in Produktion geht, stimmt die Community im Netz darüber ab. Bleibt das Interesse mau, ist das Projekt tot. Finden sich hingegen genügend Käufer, beginnt ein sogenannter Groupbuy – die Produktion wird vorfinanziert, anders können viele Designer den Prozess finanziell gar nicht stemmen. So funktioniert der Markt auch bei den edelsten Aluminiumgehäusen, die meist in ähnlich kleinen Serien gefertigt werden. Enthusiasten müssen nicht nur finanzkräftig sein, sondern auch entscheidungsstark: Wer nicht schon beim Groupbuy dabei ist, geht später oft leer aus – das treibt die Preise auf dem Zweitmarkt in die Höhe. Es geht bei Tastenkappen längst nicht nur um Ästhetik. Viele Designer erzählen mit ihren Entwürfen Geschichten. „Laser“ ist der Synthwave-Szene nachempfunden, „Striker“ zitiert die Blautöne der Trikots der japanischen Fußballnationalmannschaft. Und mit „Fox“ soll eine auf Youtube beliebte Auffangstation für Füchse in Amerika unterstützt werden.

Ein Start-up will den Markt umkrempeln, jedenfalls ein wenig. The Teleport kommt aus Ostwestfalen, nur ein kleiner Umweg auf dem Weg zurück aus Amsterdam. Es ist erst ein paar Stunden her, dass Max seine fertige Vega zu den anderen Tastaturen gestellt hat. Jetzt sitze ich mit Philip Düker und Tino Uhlendorf zusammen, im Wohnzimmer eines zur Werkstatt umgebauten Hauses am Stadtrand von Porta Westfalica. Getränkeboxen ersetzen das Sofa, eine Holzplatte das Polster. Im Regal an der Wand stehen Prototypen ihres neuen Keyboard-Modells. Das „Anvil“ hat ein 75-Prozent-Layout und ist aus einem Block Aluminium gefräst. „Über Groupbuys wollen wir es gerade nicht machen“, sagt Uhlendorf, einer der Gründer. „Wir finden den Markt super kundenunfreundlich.“ Vorkasse, dann Monate warten, das schreckt zu viele ab.

Das „Anvil“ soll man ganz normal kaufen können, als Lagerware. Wie die Tastatur eines Massenherstellers, nur eben für Enthusiasten.

Vor gut zwei Jahren fing es an, da haben die Gründer bei Metallverarbeitungsbetrieben in der Gegend angeknöpft. Haben Firmen die Spezifikationen geschickt und sie gebeten, mal ein Muster zu machen. „Zurück kamen viele Prototypen, die nicht gut waren“, sagt Düker. Bei denen die Maße nicht stimmten, die Kanten nicht sauber gearbeitet waren. Die neuen „Anvil“-Tastaturen entstehen im Ausland, genauer wird der Gründer nicht. Wie sie sich den typischen Kunden vorstellen? „Ganz unterschiedlich“, sagt Uhlendorf. „Die meisten sind Männer, technikaffin, aus allen Branchen und Altersklassen.“ Am Anfang boten sie bei Teleport an, Unikate aus bestehenden Komponenten zu bauen, für Leute, die nicht selbst schrauben und löten wollen. „Da waren Gamer dabei, Fotografen und Designer“, sagt Uhlendorf. „Und wir haben mal ein Board gemacht für jemanden kurz vor der Renne. Der arbeitete in der Automobilbranche.“

Inzwischen ist einige Zeit vergangen, seitdem ich in den Kaninchenbau der mechanischen Tastaturen gestiegen bin. Oder bin ich gestolpert und gefallen? Ich weiß es nicht. Dafür kann ich jetzt lineare von taktilen Switches unterscheiden. Ich weiß, dass ich nur noch auf schweren Tastaturen tippen will und dass bunte Tastenkappen nichts für mich sind.

Doch noch habe ich längst nicht alle Möglichkeiten durchprobiert. Ich habe noch nie länger auf einer Tastatur getippt, deren Platte nur auf kleinen Schaumstoffpolstern gelagert ist und auf der es sich, das sagen alle, superweich tippen lasse. Es gibt noch so viele interessante Switches, so viele gelungene Gehäuse. Wenn ich das Geld dafür ausgeben wollte, könnte ich mein Erlebnis beim Schreiben jede Woche neu erfinden. Könnte nach der Arbeit schrauben und stecken und löten bis zur Erschöpfung.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich Kollegen in der Redaktion beim Tippen beobachte. Oder fremde Leute in der Bahn, wenn sie ihr Notebook aufgeklappt haben. Ich sehe die einfachen Plastikgehäuse und die flachen Notebooktastaturen. Fühle fast die speckigen Tasten, die schwammige Mechanik. Und bekomme eine irritierende Form von Mitleid. Mein Verstand sagt: Ist doch prima, wenn sie sich damit wohlfühlen. Mein innerer Snob schreit: um Gottes willen! ◀





Dienst nach Wunsch: Kilian Lanig macht bei dem zwei Tage alten Liam einen Hörtest.

Herzerweichend reißt das Neugeborene den Mund auf. Einen Mordshunger hätte der kleine Kerl – wenn er nicht aus Silikon wäre. Im Stillzimmer des Bochumer St. Elisabeth-Hospitals packt Kilian Lanig die Puppe mit so sanftem wie behendem Griff und bringt sie in Seitenlage. Der Einunddreißigjährige steht nicht etwa kurz davor, Vater zu werden, und übt deshalb schon mal. In wenigen Wochen beginnen vielmehr seine Abschlussprüfungen. Als einer von ganz wenigen Männern in Deutschland macht Lanig eine Hebammenausbildung, zu der neben Theorieblöcken vor allem das Lernen im echten Leben zählt. Lanig wird schon häufig eingesetzt: Auf der Wochenbettstation berät er im Stillzimmer die jungen Mütter, regelmäßig steht er Frauen im Kreißsaal bei der Geburt bei. 40 Jungen und Mädchen hat er schon auf die Welt geholfen.

Wenn in den Prüfungen alles rund läuft, ist Lanig im Frühjahr fertig. Danach will er auf keinen Fall „Entbindungspfleger“ genannt werden, sondern Hebamme, so wie es auch in seinem Abschlusszeugnis stehen wird. Seit Anfang 2020 das Hebammengesetz reformiert wurde, ist Hebamme auch für Männer in der Geburtspflege die offizielle Berufsbezeichnung. Lanig findet das logisch. „Männliche Hebammen machen schließlich exakt dasselbe wie weibliche. Nach meiner ersten Ausbildung als Krankenpfleger hatte ich auch nie ein Problem, als Krankenschwester angesprochen zu werden. Wichtig ist doch nur, dass jeder weiß, wer und was gemeint ist.“

Sind Männer im Kreißsaal anwesend, sind es gewöhnlich werdende Väter oder Ärzte, die eine Entbindung aber vor allem medizinisch überwachen. Anders als etwa in Italien sind männliche



## Mit Mut in die Lücke

Von Reiner Burger, Fotos Stefan Finger

In Deutschland gibt es nur sehr wenige männliche Hebammen. Kilian Lanig hat in der Geburtspflege seinen Traumberuf gefunden.

Hebammen in Deutschland eine absolute Rarität. Nach Angaben des Deutschen Hebammenverbands üben rund 22.000 Frauen den Beruf aus, aber nur 22 Männer. Zwei arbeiten in Berlin, einer in Dresden, weitere in Hannover und im bayerischen Ort Ansbach.

„Eine Chatgruppe für männliche Hebammen wäre klasse“, sagt Lanig. Denn bisher kennt er nur eine männliche Hebamme persönlich; „er war in der Bochumer Hebammenschule im Jahrgang vor mir“. Wie der Kollege ist auch Lanig nun wieder allein unter Frauen. 22:1 lautet derzeit das Geschlechterverhältnis. Ausgrenzt fühlt sich Lanig trotzdem nie. Und bisher habe auch niemand wegen der „typisch weiblichen Ausbildung“ seine Männlichkeit in Zweifel gezogen – was bei Lanigs Bart und den ausgesprochen gut trainierten Oberarmen kein Wunder ist.

Zwar haben sich in vielen Berufen klassische Geschlechterklischees längst aufgelöst. Analog zum „Girls Day“, mit dem Mädchen für klassische Männerjobs begeistert werden sollen, gibt es seit 2011 den „Boys Day“. Die damalige Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) setzte auch mit Programmen wie „Männer in Kitas“ die Männerpolitik stärker auf die politische Agenda. Doch in vielen Frauendomänen blieb der Erfolg überschaubar. Lanig findet es schade, dass unter Emanzipation noch immer überwiegend verstanden werde, Frauen in Männerberufe zu bekommen. „Die Emanzipation der Männer wird da oft vergessen.“ Hebamme jedenfalls sei ein toller, erfüllender Beruf. „Leider haben das Männer bis heute nicht auf dem Schirm.“

Kilian Lanig ging es erst nicht anders. Er hat einen weiten Weg zurückgelegt, bis er seinen Traumberuf Hebamme fand. Ursprünglich wollte er Mediziner werden und vielleicht später die Hausarztpraxis seines Vaters in Bad Mergentheim übernehmen. Weil er in Deutschland keinen Studienplatz bekam, studierte er zunächst in Ungarn und dann in der Slowakei Medizin. Doch nach acht Semestern gab er auf – vor allem wegen der hohen Kosten. Lanig schaut nicht verbittert auf diese Zeit zurück. Im Gegenteil. „Ich habe sehr viel gelernt, viele Freunde gewonnen. Und ohne diese Erfahrung wäre ich auch nie zur Geburtshilfe gekommen.“

Einen weiteren Umweg nahm Lanig aber noch. Zunächst in seiner Heimat und dann am Florence-Nightingale-Krankenhaus in Düsseldorf absolvierte er eine Krankenpfleger-Ausbildung. Als er dort das erste Mal in der Wochenbettstation eingesetzt wurde, war es um ihn geschehen. „Ich wusste zwei Sachen ganz genau: Das ist es. Und: Du willst mehr als nur zwei, drei Tage nachgeburthliche Betreuung machen.“ Um sicher zu gehen, bewarb er sich an rund 80 Hebammenschulen in ganz Deutschland und entschied sich dann für Bochum.

Mit dem neuen Hebammengesetz ging auch eine umfassende Reform der Ausbildung einher. Wie vom Deutschen Hebammenverband schon lange gefordert, wird sie vollständig akademisiert. Alle Hebammen müssen ein duales Studium absolvieren. Weil er schon acht Semester Medizin studiert und eine Krankenpfleger-Ausbildung abgeschlossen hat, entschied sich Lanig, von einer Übergangsregelung Gebrauch zu machen und

Auf die Empathie kommt es an: Kilian Lanig hat als angehende Hebamme schon viele schöne Erfahrungen gemacht.

sich nach altem Recht in nur zwei Jahren ausbilden zu lassen. „Ich will dann aber berufsbegleitend den Studienabschluss nachholen.“

Zwei oder drei Mal ist Lanig bisher im Kreißsaal oder sogar erst nach der Geburt auf der Wochenbettstation abgelehnt worden. „Manchmal sind es Männer, die nicht wollen, dass ich ihre Frau betreue, die mit mir ganz zufrieden war.“ Lanig vermutet dahinter kulturelle oder religiöse Gründe. Es sei schade, wegen seines Geschlechts ausgeschlossen zu werden. „Aber ich will mich und darf mich nicht aufdrängen. Wie bei den Ärzten gilt die freie Wahl.“

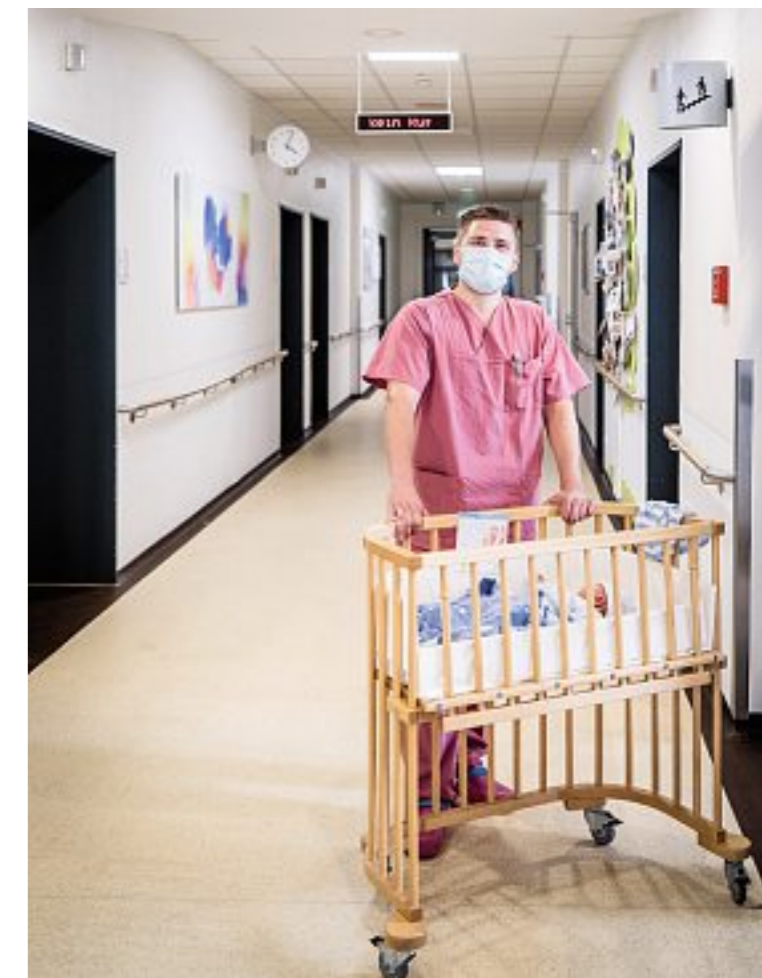
Die meisten Eltern seien aufgeschlossen, positiv überrascht, viele werdende Väter sogar regelrecht dankbar für die Verstärkung im Kreißsaal. Männer fühlten sich oft damit überfordert, dass ihre Frau so starke Schmerzen hat und sie nicht helfen können. „Und manchem fällt es auch leichter, wenn ich ihn als Mann nach der Geburt auffordere, das T-Shirt ausziehen, um sich fürs Bonding das Kind auf den Oberkörper zu legen.“

Empathie ist die allerwichtigste Hebammenkompetenz. Bei einer „seiner“ bisher 40 Geburten ist Lanig die tiefe Bedeutung dieses Lehrsatzes umfassend klar geworden. Eltern eines Kindes mit Downsyndrom hatten ausgeprägte Berührungsängste. „Von ihren Sorgen überwältigt, stand die Krankheit zwischen ihnen und ihrem Kind.“ Lanig gelang es, den Eltern hinüberzuhelfen zum eigenen Gefühl. Ein weiteres erfüllendes Erlebnis hatte Lanig mit einer Zweitgebärenden. „Sie sagte, anders als ihre erste traumatisierende Geburt sei diese zweite so schön gewesen, dass sie nun noch ein drittes Kind wolle.“

Die angehende Hebamme Kilian Lanig muss nun endlich zum Dienst. Auf der Wöchnerinnenstation wartet Liam auf den obligatorischen Hörtest. Lanig legt das zwei Tage alte Baby auf den Wickeltisch. So behutsam hantiert er mit dem Testgerät, dass Liam nur ganz sanft tönt. Lanig lächelt. Selbstverständlich wollten er und seine Freundin in nicht allzu ferner Zukunft selbst Eltern werden. „Ich habe drei Geschwister, also sollen es vier Kinder sein“, sagt Lanig und lacht. „Das haben wir als Erstes geklärt.“



// Hebamme sei ein toller, erfüllender Beruf, sagt Kilian Lanig. „Leider haben das Männer bis heute nicht auf dem Schirm.“ //



Wie soll man sich als Mann eigentlich kleiden? Die Männer auf der Modemesse Pitti Uomo in Florenz und bei den Herrenschaufenstern in Mailand müssten es wissen. Oder?

Von Alfons Kaiser  
Fotos Helmut Fricke

# STREET STYLE



MAURO MUNARO

Ist das ein Latz? Ein Schild? Oder einfach nur ein Spaß? Mauro Munaro kann es selbst nicht so genau sagen. Gerade die Mehrdeutigkeit des Stoffstücks mit den vier dicken Knöpfen, das an zwei breiten Hosenträgern hängt, macht es so interessant. Eigentlich arbeitet Mauro für einen Hersteller von Autodachzelten. Nebenher hat er Sbretella gegründet, seine eigene Marke, die vor allem dieses Unisex-Accessoire

herstellt und vertreibt: mal in bunt, mal in schwarz, mal mit einer kleinen Tasche darauf. Der Achtunddreißigjährige vom Gardasee hängt sein Anhängsel, wie es sich für eine richtige Marke gehört, nicht zu niedrig auf: „Es ist ein Accessoire, das meine Persönlichkeit repräsentiert.“ Und in Zeiten, in denen Männer kein Sakko und keine Krawatte mehr tragen, ist ein Latz vielleicht keine ganz schlechte Idee.

## SAMUEL TROTMAN

Ausgerechnet heute trägt er keine Jeans. Dabei ist Samuel Trotman einer der besten Jeans-Kenner – für das Trendberatungsunternehmen WGSN hat er als Denim-Experte gearbeitet. Aber wenn etwas sicher ist in seinem Leben, dann ist es der Wechsel. Heute also zu Converse-Sneakern eine locker fallende Anzughose von Rick Owens, „für die dazugehörige Jacke ist es zu heiß“.

„Self expression“ sei am wichtigsten für seinen Stil, sagt Sam, der vor allem für den Streetwear-Blog Highsnobity und seinen Instagram-Account Samutaro Trends aufspürt. Heute drückt er sich mit einem Häkeltop von Our Legacy aus. Für den Sechsenddreißigjährigen ist das ein selbstverständlicher Teil seines „soft masculin style“. Vielen anderen Männern käme es zu durchsichtig vor.



## ANDREA MALVICINI

Auf dem Weg zur Herrenmodemesse in der Fortezza da Basso kommt Andrea Malvicini mit einem Kollegen durch den Park. Sie haben es eilig, sie wollen Marken sehen, Trends erkennen, Kleidung ordern. Denn sie arbeiten bei Borghese Abbigliamento, einem Modegeschäft in Acqui Terme im Piemont. Andrea macht Eindruck. Ist es die dicke Rainer-Hank-Brille? Das lässig geöffnete Xacus-Hemd? Sind es die schmal geschnittene Hose, das Sakko von Incotex, die blütenweißen Dockers-Schuhe? Oder ist es einfach nur der lockere Schwung, mit dem er seine schöne Ledertasche über die Schulter wirft? Jedenfalls wirkt Andrea nicht so, als wäre er schon 50 Jahre alt. Ist er aber. Bei Borghese Abbigliamento weiß man eben, wie man sich durch Mode jünger macht.



EMILIO MENDEZ

Die handgefärbte Tunika ist aus Indien, gekauft hat er sie in London, und hier in Florenz kann man sie schon deshalb gut tragen, weil sie in der Hitze gut lüftet. Emilio Mendez aus Guatemala ist aber nicht hierhergekommen, um selbst im Zentrum zu stehen. Der Fünfundfünfzigjährige ist als Architekt mit „urban transformation“ beschäftigt, also mit dem Umbau von Städten. Und weil es dabei oft um Mode, Essen und Unterhaltung geht, besucht er für neue Anregungen die Modemesse. Morgen fliegt er nach Berlin, noch so eine Stadt für neue Eindrücke. Ein Instagram-Foto wird ein paar Tage später zeigen, wie er in der Berliner S-Bahn sitzt, ein Fahrrad dabei, und über „intermodale Mobilität“ nachdenkt. Die Tunika jedenfalls ist für alle Fortbewegungsarten geeignet.



SHAYNE TINO

Nach Angaben seiner Agentur ist Shayne Tino „der australische Virgil Abloh“. Immerhin: Das sichere Stilgefühl und die vielseitige Kreativität hat er mit dem verstorbenen Modemacher gemein. Shayne mischt Preiswertes (Hose von Zara) mit Teurem (Tasche von Louis Vuitton). Das Lebensziel des „Creative Director“, wie er sich jetzt schon mal nennt: eine eigene Modemarke aufzubauen. Bisher ist der Siebenundzwanzigjährige vor allem als Influencer tätig. Aber das ziemlich erfolgreich: Er hat 50.000 Follower auf Instagram und arbeitet mit vielen Mode- und Beautyfirmen zusammen. Schon das ist für ihn ein großer Schritt: „Ich bin in armen Verhältnissen in Simbabwe aufgewachsen. Damals trug ich immer Secondhand-Klamotten.“ Aus diesen Sachen ist er längst hinausgewachsen.

## KENTARO NAKAGOMI

Der Stil von Kentaro Nakagomi erschließt sich erst auf den zweiten Blick. Die Unauffälligkeit ist wohlkalkuliert, siehe den hochgestellten Kragen! Bis Corona sein Geschäft lahmlegte, hatte Nakagomi seine eigene Männermodemarke, Orbium. Dieses Mal hat er keinen Stand mehr auf der Messe Pitti Uomo, er ist als Einkäufer für ein Tokioter Männermodegeschäft hier. Die Jacke ist von seiner Marke, das Hemd ist aus einem Vintage-Laden, die Hose ist maßgeschneidert. „Und wenn man einen Hut trägt“, sagt er, „dann muss man vergessen können, dass man ihn trägt.“ So selbstverständlich sieht auch der Rest des Looks aus. Früher nannte man das Understatement.



## CHRISTIAN MORGIA

Der Trend der eng geschnittenen Hosen ist ohnehin vorbei. Warum dann nicht in die Vollen gehen? Christian Morgia trägt also eine Hose, deren Name schon Sneakerbezeichnungslänge hat: Adidas Ivy Park Denim Wide-Leg Snap Pants. Der Zweiundzwanzigjährige, der sich als „non binario“ bezeichnet, sitzt als Verkäufer im Laden Nencini Sport in Calenzano (Toskana) an der Quelle; Sneaker Converse, Brille Versace. Der Gag am Hemd von der Marke Collusion: Die weiten Ärmel sind die Antwort auf die weiten Hosenbeine. Überhaupt: ein Halbarthemd! Früher konnte man schöne Witze machen über IT-Berater, die im karierten Hemd mit kurzen Ärmeln an Computern rumschrauben. Seit Christian Morgia geht das jetzt auch nicht mehr. Es kommt eben darauf an, was man aus halben Sachen macht.



## PAPY TSHIFUAKA

Der gravitatische Gesichtsausdruck steht im Gegensatz zum leichten Sommeranzug? Das mag sein, ist aber nur ein erster Eindruck. Denn Papy Tshifuaka erklärt äußerst freundlich seinen Stil: Anzug von Raffaele Caruso, Krawatte und Einstecktuch von Brioni, Schuhe von Santoni, getönte Brille von Jacques Marie Mages, leichter Strohhut von Cappello, Rolex Submariner. Alles hat einen Namen, alles eine

Bedeutung. Die Marken haben aber keinen Selbstzweck. Der Fünfzigjährige, der aus Kongo stammt und in Brüssel lebt, arbeitet als Berater in Bekleidungsdingen: „Mit Stil kann man Leute zusammenbringen“, sagt er. Und: „Ich mag es, elegant zu sein.“ Selbst bei der Herrenmodemesse ragt er damit heraus. Denn konservativ elegant ist hier kaum noch jemand gekleidet.

## JORDAN BERRADA

Wer so aussieht wie Jordan Berrada, der kann nicht viel falsch machen. Und dann macht der Zwanzigjährige, der Marketing an der University of Miami studiert und als Model arbeitet, modisch auch noch viel richtig. Denn mit den eher konventionellen Teilen seines Looks, also der Levi's-Jeans mit leichtem Schlag und dem weißen T-Shirt, kombiniert er Originelles wie die Calvin-Klein-Stiefel mit

Metallkappe und das karierte Hemd aus der Marni-Kollektion für Uniqlo. Oft kauft er in Vintage-Läden ein, auch hier in Florenz, wo er einige Wochen lang mit Kommilitonen aus Florida in einem Austauschprogramm studiert. „Man muss kombinieren“, sagt Jordan. „Vieles entsteht dann durch Zufall. In unserem Kurs trage ich wirklich jeden Tag was anderes.“ So bleibt er in Übung.



## JOHANNES HUEBL

Formell und doch locker: Das ist das Rezept von Johannes Huebl in der italienischen Hitze – und zu Hause auch, denn er stammt zwar aus Hannover, lebt aber in New York, also ungefähr auf dem Breitengrad von Neapel. Das Hemd hängt locker über der Hose, zwei Knöpfe bleiben offen („drei offene Knöpfe nur am Strand“), und Strümpfe braucht man im Sommer nicht. Der Vierundvierzigjährige, der als Model, Influencer und Fotograf viel unterwegs ist, hat immer die Auswahl. Hier in Mailand, bei der Präsentation der Marke Kiton, trägt er natürlich Kiton. Auch in Loro Piana und Brunello Cucinelli ist er oft zu sehen. Das sind Luxusmarken, die sich auf leichte Anzüge verstehen. So steht Huebl, der oft in Mailand und Paris arbeitet, auch die heißesten Modenschauen durch.



## SALVATORE CANTE

Mit Visuellem kennt sich Salvatore Cante aus: Auf Instagram kann man ihn als ambitionierten Porträtfotografen entdecken. Kein Wunder, dass „Salvo“ weiß, wie man sich selbst darstellt. Seine Hose ist aus Japan, sein T-Shirt von Blue Blanket. Die robusten Schuhe von Red Wings und der Rucksack von Campomaggi lassen erahnen, dass er unterwegs ist zu neuen Zielen. Als Besitzer der South Garage Motor Company aus Mailand ist er vor allem an Motorrädern interessiert – so liebt er Triumph-Modelle aus Deutschland. Aber in seinem Laden, der in diesem Jahr Zehnjähriges feiert, verkauft er auch Lifestyle-Produkte. Man sieht es: Dieser Mann von 62 Jahren hat seinen Stil gefunden, zwanglos und doch stilisiert, schlicht und doch raffiniert.

Herr Hilfiger, in diesem Interview wird es viel um die Digitalisierung der Modebranche gehen, also um virtuelle Welten. Sie können sich unsere Erleichterung vorstellen, dass Sie wirklich hier sitzen. Im Internet kursiert nämlich das Gerücht, dass es Sie in Wirklichkeit gar nicht geben kann, dass Sie eigentlich eine Figur ungefähr aus dem 19. Jahrhundert sind.

Ja, das hat mir jemand geschickt, dass junge Leute im Netz gefragt haben: „Gibt es Tommy Hilfiger wirklich?“ Meine Antwort: „Ich glaube, ja! Aber ich frage es mich selbst manchmal auch!“

Ist das spannend, wenn man plötzlich als historische Figur betrachtet wird?

Ich weiß nicht. Was denken die nur, wenn sie so was schreiben? „Ich kaufe Tommy-Hilfiger-Sachen, die wurden erfunden, als George Washington noch Präsident war?“

Lustig!

Ja, es ist schon lustig. Der Name ist halt weltbekannt. Ich wollte immer ein erfolgreiches Geschäft aufbauen. Aber ich hätte nie gedacht, dass meine Mode in so vielen Ländern verkauft wird. Jetzt bedeutet das natürlich eine Verantwortung: Wir müssen weitermachen mit guter Qualität, richtigem Styling, einem guten Team, zugänglichen Preisen. Es braucht einiges, um das alles am Laufen zu halten.

Und wie reagieren die Menschen, wenn sie den leibhaftigen Tommy Hilfiger treffen?

Sie wollen gemeinsame Fotos machen. Witzig ist es, wenn ich in einem Geschäft oder Restaurant bezahle. Dann schauen sie auf die Kreditkarte, schauen auf mich, dann wieder auf die Karte ... Und wenn ich mit meiner Familie ausgehe, komme ich kaum zum Essen wegen all der Fotos und Autogramme.

Schmeichelt das auch? Oder ist es nur seltsam?

Früher fand ich das ein bisschen komisch, jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Aber es tut dann auch gut, mit großen Stars zusammen zu sein. Wenn ich mit Mick Jagger zusammen bin, weiß niemand, wer ich bin. Mit David Bowie ging es mir ähnlich. Als ich mit Sylvester Stallone in einem Restaurant war, wollten alle Bedienungen Fotos mit ihm. Er sagte: „Das hier ist übrigens mein Freund Tommy Hilfiger!“ Und sie sagten: „Ja, ja, aber können wir jetzt ein Foto mit Ihnen machen?“

Vorgestern Abend haben Sie bei der Fendi-Schau hier in New York mit Ihrer Frau in der ersten Reihe gesessen, obwohl das doch Konkurrenz ist. Hat es Ihnen gefallen?

Ja, sehr.

Auch wegen der vielen „collaborations“ mit anderen Designern und Marken, nehme ich an? Fendi arbeitet ja unter anderem mit Marc Jacobs, Kim Kardashian und Tiffany & Co. zusammen. Ja. Denn Kooperationen bedeuten Erneuerung. Solche Projekte sind weiter interessant.

Sie bringen jetzt eine Kollektion heraus, an der auch der britische Designer Richard Quinn mitgearbeitet hat. Wie kam es dazu?

Ich hatte 2018 gelesen, dass Königin Elisabeth II. in seiner Modenschau in London zu Gast war und hatte seinen Namen immer im Hinterkopf. Bei den British Fashion Awards 2021 kleidete er Kylie Minogue und die Tänzerinnen ein – das hat mich umgehauen.

Die Sängerin trug einen schwarzen Einteiler aus Samt, mit Kristallen besetzt und Blumen bedruckt. Ja, alle waren begeistert. Und glücklicherweise kannte jemand aus meinem Team jemanden aus seinem Team – so kamen wir zusammen.



Foto: G. G. / A. P. / Z. / Unternehmen

Wenn es regnet, geht er einfach über Wasser: Tommy Hilfiger nach seiner Open-Air-Modenschau in Brooklyn im September.

## „Ich kann noch selbst Schaufenster gestalten“

Designer Tommy Hilfiger über seine virtuelle Existenz, die Verlängerung des Geschäfts ins Metaverse, den Sinn von Modenschauen, sein Vorbild Andy Warhol und die seltsamen Folgen der Popularität



Für seine aktuelle Kollektion hat sich Tommy Hilfiger den Pop-Art-Künstler Andy Warhol zum Vorbild genommen, den er in den Achtzigerjahren selbst einmal in der „Warhol Factory“ getroffen hat (Bild rechts). Den erweiterten Kunstbegriff von Warhol (1928 – 1987) überführt der 71 Jahre alte New Yorker Designer mit seiner „Tommy Factory“ ins Marketing: Aus Schauen macht er eine Art Gesamtkunstwerk aus Musik, Kunst, Mode und Unterhaltung. Das wird schon beim Casting sichtbar. Neben Winnie Harlow, dem Model mit der Weißfleckenkrankheit (links), und Lila Grace Moss Hack, der Tochter von Kate Moss (rechts), geht auch Donna Jordan (Mitte) über den Laufsteg. Die Zweiundsiebzigjährige, die von den meisten Zuschauern nicht erkannt wird, war vor einem halben Jahrhundert Andy Warhols Muse und gehörte damals in Paris zu den begehrtesten Models. Heute lebt sie zurückgezogen auf dem Land.

Sie scheinen sich runderneuern zu wollen: Auch für Ihr Logo haben Sie sich was Neues ausgedacht. Ja, das TH-Monogramm haben wir mit dem Illustrator und Grafiker Fergus Purcell entwickelt – noch so eine Zusammenarbeit.

Deutschland ist einer Ihrer wichtigsten Märkte. Wie kommt's?

Ich weiß es selbst gar nicht so genau. Sie lieben offenbar amerikanischen Lifestyle. Und wir haben tolle Geschäfte, in Hamburg, Düsseldorf, München, Frankfurt ...

Väterlicherseits stammen Sie aus einer bayerisch-schweizerischen Familie. Sind es vor allem die Einwanderer in den USA, wie auch Ralph Lauren, die den amerikanischen Lifestyle aufsaugen und dann die amerikanischen Symbole weiter verbreiten?

Ja, so kann man es wohl sagen.

Schon vor 30 Jahren war Hilfiger eine der am häufigsten getragenen Marken auf deutschen Schulhöfen, heute noch immer, zusammen mit Calvin Klein. Wie schafft man das? Man muss die Marke weiterentwickeln und jugendlich bleiben. Auf der ganzen Welt sammeln wir so viele Informationen über die Kunden, wie es möglich ist, unter anderem mit Künstlicher Intelligenz. Zum Beispiel haben wir erfahren: Die Kunden streben nach unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung. Daher stelle ich wieder eine See-now-buy-now-Kollektion vor, die gleich nach der Schau erhältlich sein wird.

Anders als die anderen Schauen der New York Fashion Week zeigen Sie also im September nicht die Kollektion für Frühjahr und Sommer 2023, sondern für Herbst und Winter 2022. Genau. Außerdem wissen wir, dass die Kunden Klassiker wollen, aber neue Klassiker. Nicht zuletzt brauchen sie Überraschungen, also muss man immer wieder ganz Besonderes einbauen. Und was die „collaborations“ angeht: Richard Quinn ist Designer und Künstler. Es geht hier also nicht einfach um eine Markenkooperation.

Um die großen New Yorker Modenamen ist es stiller geworden. Calvin Klein hat sich schon lange verabschiedet, Donna Karan ist im Ruhestand, Marc Jacobs macht zur Modewoche eine Party, aber keine Modenschau, und Ralph Lauren zeigt seine Kollektion später in Kalifornien. Sie sind quasi der einzige Überlebende.

Deshalb war es ja so wichtig, dass wir wieder in New York unsere Mode zeigen und nicht irgendwo anders. Vor 37 Jahren habe ich mit der Marke meines Namens angefangen, vier Straßenblocks von hier in Midtown. Wir wollten zurück nach

Hause kommen. In den vergangenen drei Jahren war es doch sehr ruhig geworden um die New Yorker Modeszene. Also zeigen wir mit einer großen Schau, dass wir da sind.

Und wie haben Sie die Pandemie überstanden?

Ich selbst habe mich zum Glück nie mit dem Coronavirus infiziert. Die meiste Zeit war ich in Florida, da spielt sich das Leben oft draußen ab, da war es nicht so schwierig wie hier in der Stadt. Die Zeit habe ich genutzt, um mich ins Metaverse zu vertiefen, um dazuzulernen über das Web 3.0, über NFTs und so weiter. Ich war dauernd auf Zoom mit Spieleentwicklern und Menschen, die quasi im Metaverse leben. Von all diesen unglaublichen Leuten im Silicon Valley habe ich viel gelernt.

Und was folgt daraus?

Bei unserer Schau, die weniger eine Schau als eine Erfahrung sein soll, nutzen wir das. Unser Laufsteg wird gewissermaßen in die Videospiel-Plattform Roblox verlängert, das hat es noch nicht gegeben. Millionen Computerspieler können dann mit der virtuellen Modenschau spielen. Und sie können virtuelle Hilfiger-Sachen für ihre Avatare kaufen. Das sind dieselben Kleidungsstücke, die man im richtigen Leben kaufen kann. Wir nennen es ein „physical event“, weil Physisches und Digitales zusammenkommen.

Heute wird gern behauptet, dass Modewochen überflüssig seien, auch weil Mode digital überall verfügbar ist. Was meinen Sie? Normale Modenschauen, auf denen die Models den Laufsteg hoch und runter laufen, wirken heute ein bisschen langweilig. Man braucht den Unterhaltungsfaktor. Es muss etwas passieren.

Sie schließen auch für die Schau an Andy Warhol an, der schon mit der Namensgebung seiner Factory die Serienfertigung seiner Kunst angedeutet hat. Ja, daher nenne ich es „Hilfiger Factory“. Alles ist von Andy angeregt, die Figuren, die Werbekampagne, also alles, was nicht Metaverse ist, denn das gab es ja damals noch nicht.

Was es damals gab: einen umfassenden Kunstanspruch.

Ja, Mode, Musik, Kunst, Unterhaltung, das muss alles zusammenkommen, dann passt es.

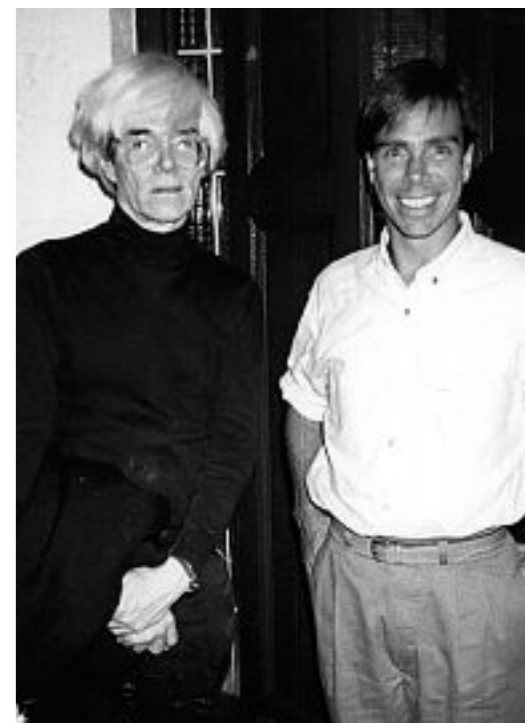
Zu Ihren Schauen kommen immer sehr viele Stars, Rapper, Schauspieler, Influencer. Dieses Mal sitzen in der ersten Reihe unter anderen Kourtney Kardashian, Kris Jenner, Shawn Mendes, Kate Moss, John Legend. Am Ende spielt Travis Barker Schlagzeug. Gehört das auch zu dem Konzept? Sie

haben ja mit dem „celebrity marketing“ mehr oder weniger angefangen.

Ja, unter anderen mit Britney Spears, Puff Daddy und Beyoncé – die waren damals noch nicht so bekannt. Vor allem haben wir mit Musikern zusammengearbeitet, sie eingekleidet, Auftritte gesponsert. Das hat mich immer interessiert, weil es zur Populärkultur gehört. Damals war das neu. Heute ist Popkultur auf der ganzen Welt wichtig.

Sie haben Warhol, der 1987 gestorben ist, in den Achtzigern, also in Ihren frühen Jahren hier in New York, noch getroffen.

Ja, ich war bei ihm in der Factory und habe mir alles angeschaut: das Filmstudio, die Arbeit an den Kunstwerken. Was ich da gelernt habe: Er hat all diese Kreativen geliebt, zu sich geholt, Polaroids gemacht, sie vergrößert und dann gemalt. Sein Erfolg war nur durch die Liebe zur Popkultur zu erklären.



Das nehmen Sie sich zum Vorbild?

Ja, er hat mich immer angeregt. Wir haben eine Partnerschaft mit der Andy Warhol Foundation und die Erlaubnis, uns in unserer Warhol-Kollektion für nächstes Frühjahr auf ihn zu berufen. Im nächsten Herbst kommt noch eine. Das ist also noch eine ganz andere Art der „collaboration“.

Aber Sie haben noch nicht angefangen, selbst zu malen?

Nein, nein, ich nicht, aber meine Tochter Ally.

Schließlich haben Sie noch genug zu tun, denn obwohl Ihre Marke zum Konzern PVH gehört, sind Sie als Chefdesigner noch für Vieles verantwortlich. Interessiert Sie denn noch jedes Detail? Ja, da kennt meine Leidenschaft keine Grenzen.

Gehen Sie also auch noch zum „store check“ in Hilfiger-Geschäfte?

Na klar, dauernd. Da kann ich mich nicht zurückhalten.

Und machen Sie auch manchmal Verbesserungsvorschläge?

Ja. Als ich in diesem Sommer in Saint-Tropez war, bin ich in den Laden dort gegangen und habe gesagt: „Wir müssen das Schaufenster anders dekorieren!“ Ich mochte einfach nicht, wie es gestaltet war, es passte nicht so richtig zur Marke. Da haben die Mitarbeiter gesagt, sie hätten es aber so gemacht, wie es die Zentrale in Amsterdam vorgegeben habe. Also habe ich es dann eben selbst geändert. Und ich glaube, dass ich sie damit auch überzeugt habe.

Die Fragen stellte Alfons Kaiser.



1



2

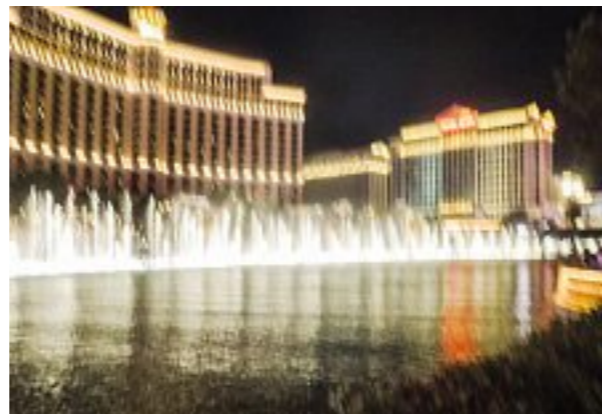


3

# LAS VEGAS AM WALD



4



5

Spielerische Annäherung an die Stadt der Spieler: Unsere Fotografen Insa Hagemann und Stefan Finger haben Las Vegas aus einem neuen Blickwinkel erlebt – sie drückten ihren Kindern Bo und Jale die Kamera in die Hand. Wir zeigen, wie die beiden auf die Stadt der schrägen Shows und des schönen Scheins geschaut haben.

*Von Bo und Jale Hagemann*



6



7



8



9



10



11

Alles im Blick: Venezianische Kulisse mit einem gemalten Himmel im Hotel Venetian (1), ein Familienporträt im Schatten der bunten Lichter von Las Vegas (2), Showgirls auf dem Strip (3), das Hotel Excalibur, das für den Fünfjährigen fast so schön war wie eine echte Ritterburg (4), die berühmten Wasserspiele vor dem Hotel Bellagio (5), Polizeieinsatz vor dem Hotel Mirage (6), Blick aus dem Doppeldeckerbus auf eine Frau mit interessanten Schuhen (7), eine bewegte Szene von einem Spaziergang durch ein Casino (8), die Spiegelung in einer künstlichen Lagune im Hotel Venetian (9), Nachbau des Eiffelturms auf dem Strip (10) und das Las Vegas Sign (11), ein Touristenmagnet fürs Urlaubsfotoalbum



12



13

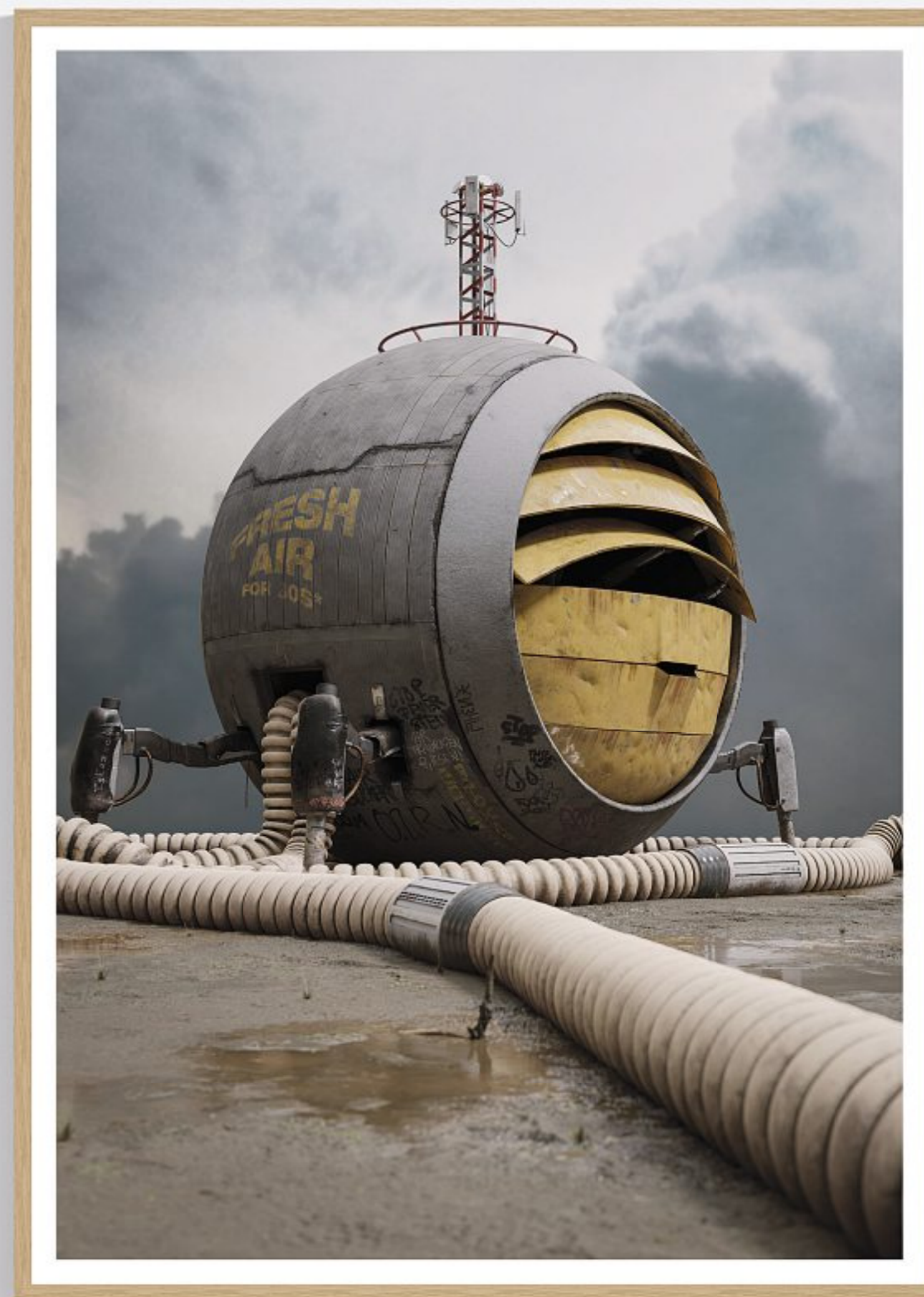


14



15

Wegzeichen in Vegas: Hotelteppich vor der Zimmertür (12), Nachbau der Freiheitsstatue vor dem Hotel New York-New York (13), Begegnung mit Paw-Patrol-Figuren auf dem Strip, Helden aus Bos Kindheit (14), und eine Ansicht der kunstvollen Decke in der Lobby des Hotels Bellagio (15)



### Felix Brauner

„Helios Inc“, 2020

ultraHD Foto-Abzug auf Fuji Crystal Archive Maxima | 150 x 106 cm

Kaschierung hinter Acrylglas | Rahmen Hamburg 20 mm, Eiche Natur

### Die Vollendung der Fotografie

Wenn ein Bild als Druck sichtbar wird, wird es von einer abstrakten Idee zur Realität. Für WhiteWall ist ein Bild daher in dem Moment vollendet, in dem es an der Wand hängt. Perfektion erreichen wir dabei durch bestes Material, handwerkliches Können und Innovation. Online und in unseren Stores machen wir unsere prämierte Galerie-Qualität fotobegeisterten Menschen jederzeit zugänglich.



Die Bäume hier am Ortsrand von Palmera, die hat er in silbergraue Stoffe verpacken lassen, als wäre Christo am Werk gewesen. Jeder Faltenwurf ist anders, jede Form hat einen neuen Akzent, jeder Schatten variiert im Tagesverlauf, und immer hat er so viel Stoff verwendet, als ginge es in Wirklichkeit um einen Bühnenvorhang. Ein bisschen ist es tatsächlich so, denn wenn dieser Vorhang eines Tages wieder gelüftet wird, hat der Baum sich neu inszeniert, Blüten oder sogar Früchte entwickelt, Zweige in die Krone emporgeschoben. Und haben sich Blüten geöffnet, breitet sich ein intensiver Duft über der Umgebung aus, als hätte jemand einen überdimensionalen Flakon offen stehen lassen. „Es ist dann so, als wäre kein anderer irdischer Ort näher dran am biblischen Paradies“, sagt Vicente Todolí über sein lebendiges Freilichtmuseum. „Ein Garten, eine Plantage, ein Museum, all das ist es geworden.“

Genau so wollte er es, als er die Ländereien in unmittelbarer Nachbarschaft des Wohnhauses der Eltern und Großeltern übernahm. Er riss im ersten Schritt Gewächshäuser für Zierkräuter ab, entsiegelte Tausende Quadratmeter Boden, ließ in Dutzenden Lastwagenladungen Betontrümmer abfahren – und begann mit dieser Plantage ganz neu, nach seinen Vorstellungen. Mehr als 20 Jahre ist das jetzt her, wirklich vorzeigen mag er sie aber erst in jüngerer Zeit. Wie bei einer großen Schau im Museum: Sie muss erst im Kopf entstanden sein, reifen, sorgfältig kuratiert werden. Kunst-

werke müssen beschafft, inszeniert, ausgeleuchtet werden. All das braucht Zeit. Ist man auf die Natur angewiesen, auf Zufälle, Experimente, das Wetter, dann kann man am Anfang nicht sagen, wann Eröffnung sein wird.

Sieben Jahre lang war Vicente Todolí Direktor der Tate Modern Gallery in London, eines der renommiertesten Kunstmuseen der Welt. Heute kümmert er sich um die Ausstellungen der Pirelli-Stiftung in Italien. Und um diesen Garten gut 60 Kilometer südlich von Valencia, im Hinterland der Costa Blanca bei Gandia: seine Todolí Citrus Fundació, auf dem Land der Vorfahren.

Hier ist er aufgewachsen, hier hat er als Kind unter Orangenbäumen gespielt. „Ganze Sommer lang habe ich im Schatten dieser Bäume Bücher verschlungen, geschaut und wieder gelesen.“ Die Gegend mit ihrer Luft, ihrem Licht und dem Geruch nach Zitrusblüten war Inspirationsquelle des Manns, der als Kunsthistoriker eine Weltkarriere machen sollte. „In vergangenen Jahrhunderten kamen Philosophen, Poeten und Maler in solche Gärten“, sagt er. „Weil diese Orte sie beflügelten. Sie sind zu selten geworden.“

Todolí sammelt Zitrusfrüchte. Er will jede Zitrusfrucht der Welt in seinem Garten haben, hat sogar eine Versuchsküche errichten lassen, damit Spitzenköche wie Quique Dacosta mit insgesamt sechs Michelin-Sternen aus drei Restaurants in Dénia, Madrid und Valencia und Manuel Alonso aus Daimus bei Gandia mit einem Michelin-Stern

## Ein Leben für Limonen

Von Helge Sobik (Text und Fotos)

Früher war Vicente Todolí Direktor der Tate Modern in London. Heute züchtet er in seiner spanischen Heimat Zitrusfrüchte – und sieht sich dabei in der Tradition von Cosimo de Medici.

Wie im Garten Eden: Vicente Todolí (unten) hat sich mit seiner Todolí Citrus Fundació auf dem Land seiner Vorfahren einen Lebens Traum erfüllt.

dort neue Saucen, Dips, Marinaden, Füllungen, Eiscreme-Sorten, Gebäck und Gerichte unter Verwendung seltener Früchte kreieren können. Gemeinsam arbeitet er mit Dacosta an einem Buch, dem „Libro de los Cítricos“, mit vielen Fotos – und passenden Rezepten. Alonso hat derweil schon ein neungängiges Menü entwickelt, bei dem die Zitrusfrüchte den entscheidenden Akzent setzen – selbst bei der Bacalao-Krokette, deren Kabeljaufilet anfangs im Saft der Valetta-Limette langsam geköchelt wurde.

„Für jeden Gang“, erzählt er, „gab es unzählige Experimente. Immer haben wir genau geschaut, wie die Texturen zusammenwirken, wie viel Hitze sein darf und für wie lange.“ Höhepunkt sind Gambas, deren Köpfe frittiert sind und deren Leiber roh mariniert und mit Bergamotte verzaubert werden. Und der erst im Wasserbad gegarte Wolfsbarsch, der anschließend kurz und scharf auf der Haut gebraten und schließlich mit Blutorangensauce serviert wird. Wie genau all das geht? „Das ist ein Geheimnis“, sagt Alonso. Und kann dann doch nicht an sich halten: Immer wieder kommt er zwischen den Gängen an den Tisch in seinem Restaurant am Meer und gibt ein Detail nach dem anderen preis.

### FERRAN ADRIÀ HALF

Für das Versuchsküchen-Gebäude der Todolí-Stiftung gab es schon einen Architekturpreis, für die kulinarischen Kreationen viel Lob. Berater bei der Konzeption der Versuchsküche war Ferran Adrià, der legendäre Miterfinder der Molekularküche und über Jahre Chef des „El Bulli“, weiter nördlich an der Costa Brava, das mehrmals als „Bestes Restaurant der Welt“ ausgezeichnet wurde.

Todolí rückt seinen Sonnenhut zurecht und erzählt begeistert. Er sieht sich ganz in der Tradition von Cosimo de Medici um das Jahr 1550, dem ersten und lange größten Zitrusfrüchtesammler. „Der Kreis zur Kunst schließt sich mehr als einmal“, sagt er. „Er tut es immer wieder, überall. Zitrusfrüchte tauchten in Renaissance-Gemälden auf, Fürsten bauten sich



Vielältige Varianten: Wie viele Sorten von Zitrusfrüchten es tatsächlich auf der Welt gibt, weiß niemand genau. Todolí hat es bis heute auf 482 Sorten gebracht.



Orangerien in die Gärten, etliche davon sind heute Museen.“ In seiner Schilderung klingt das so schlüssig, als müsste jeder Direktor eines Kunstmuseums eines Tages bei den Zitrusfrüchten landen – oder wenigstens im Garten Eden.

482 verschiedene Sorten, von der Saftorange bis zur Zitrone, von der Bergamotte zur Limone, von der Kumquat zur Limequat, vom Pomelo über Mandarine, Clementine, Tangerine und Yuzu bis zur Citrus maxima als Mutter aller Zitrusfrüchte, hat Todolí heute in seinem Garten. Zu den weniger bekannten gehört die Kaviar-Limette, die längliche braune Frucht eines oft eher flachen, stacheligen Strauchs, die wie eine kurze Knackwurst aussieht und gefüllt ist mit so etwas wie Fruchtfleischperlen voller Saft, die man herauslöfeln oder mit der Pinzette entnehmen und einzeln mit leichtem Druck auf der Zunge zum Platzen bringen kann. Schon das Probieren von Microcitrus australasica, ist ein Erlebnis. Der Favorit des Retters der vergessenen Zitrusfrüchte aber ist eine große Frucht mit unregelmäßiger Oberfläche, als wäre es die von Meteoriteneinschlägen geformte gelbe Landschaft eines fremden Planeten. Citrus medica heißt sie offiziell, Zitronatzitrona wird sie bei uns genannt. Man kann alles mitessen: die Schale, das knorpelige und sonst so bittere Weiß zwischen Schale und dem kleinen Zentrum aus Fruchtfleisch, einfach alles: „Geruch, Geschmack, Ästhetik der Frucht, da passt für mich alles. Und aktuell wird sogar daran geforscht, ob diese Frucht eine antitumoröse Wirkung beim Menschen hat.“

Wie viele Sorten es tatsächlich auf der Welt gibt, weiß niemand genau: „Zitrusfrüchte sind außerordentlich mutationsfreudig, es entstehen ständig neue Varianten. Bis 450 jedenfalls war das Sammeln einfach, jetzt wird es langsam kompliziert“, sagt Todolí. „Zur Zeit habe ich zehn seltene Sorten aus Japan im Blick, die müssten zu bekommen sein und fehlen hier noch.“ Plötzlich reißt er im Gehen die Arme hoch vor Glück: „Halleluja!“ Im nächsten Moment kann er sich kaum bremsen, den Baum einer anderen Sorte aus Japan im hintersten Winkel der Plantage spontan zu umarmen. Weil er gerade entdeckt hat, dass der zum ersten Mal seit acht Jahren Blüten trägt.

### DAS KLIMA IST IDEAL

Parzelle um Parzelle hat er über die Jahre aufgekauft, das elterliche Grundstück durch Zukäufe bei 24 Nachbarn um angrenzende Flächen auf 60.000 Quadratmeter erweitert – und viel über Zitruspflanzen gelernt. „Hier in Spanien mit all den Orangenplantagen heißt es immer, die Bäume würden nicht alt, sie trügen nach 20 Jahren nicht mehr. In Wirklichkeit musst du mit dem Baum umgehen können, dann wird er alt. Du musst wissen, dass sie eher Büsche als Bäume sind. Dass sie hoch werden wollen und nur durch den Beschnitt auf den Plantagen niedrig und rundlich sind, weil dann das Ernten einfacher ist. Du musst wissen, dass es ihnen bei minimalem Beschnitt am besten geht, nicht beim typischen kommerziellen Kürzen. Und dass zu ernten nichts zerstört, sondern den Bäumen hilft, im nächsten Jahr gesund neu zu produzieren.“

Sein Pyrenäenberghund ist nicht begeistert von seiner Begeisterung und schaut kritisch durchs Gitter der Toreinfahrt. Von November bis April gibt es freitags und samstags Führungen durch die Plantage – nach Voranmeldung, beschränkt auf 20 Teilnehmer, ab und zu gibt es Workshops und Verkostungen. Man kann Zitrusfrüchte auch online bei ihm bestellen, ohne als Privatkunde bislang im Detail wählen zu können. Das ist Restaurantkunden vorbehalten, die für ihre Menüs spezifische Früchte brauchen. Die saisonale Zehn-Kilogramm-Überraschkiste kostet 39 Euro, die in die Kassen der Stiftung fließen. Von solchen Zahlen können andere, die auf die Klassiker setzen, nur träumen – sie erleben seit Jahren eine Krise.

Zitrusplantagen dominieren das Landschaftsbild in den küstennahen Gebieten der Region Valencia. Das Klima ist ideal, damit die

Früchte Saft und Säure entwickeln: Selbst in Winternächten sind es kaum jemals weniger als zwei Grad, tagsüber die meiste Zeit des Jahres mehr als 20 Grad. Mit den maurischen Eroberern kamen vor Jahrhunderten die ursprünglich zu Füßen des Himalaja beheimateten Früchte nach Europa, seit dem 19. Jahrhundert werden sie hier kommerziell angebaut.

### HARTER PREISKAMPF

Längst müssen die Plantagenbauern mit Farmen in Marokko und sogar in Südafrika konkurrieren, die einschließlich des Transports günstiger anbieten können als die Spanier. Und sie müssen mit Einkäufern großer Supermarktketten leben, die dauernd die Preise zu drücken versuchen, oft unter das notwendige Minimum. Teresa Bover Arbona aus Carcaixent kann ein Lied davon singen. Ihr Urgroßvater gehörte zu den Orangenpionieren in der Gegend, gut 50 Kilometer entfernt von Todolí's Garten Eden, und begründete damit 1870 den Reichtum der Familie. Ihre Generation versucht zu bewahren, was geht, und muss den Betrieb fast im Jahresrhythmus neu erfinden. „Orangen haben keinen Preis mehr“, sagt sie. „Du musst etwas anderes machen. Oder alles anders machen. Manchmal warten wir mit der Ernte, bis der Preis ein paar Cent gestiegen ist. Das ist Poker. Bis zu sechs Wochen können die erntereifen Früchte am Baum warten, Grapefruits sogar drei bis vier Monate. Aber dann muss es schnell gehen – egal, wie tief der Preis zu dem Zeitpunkt gerade ist.“

Auch sie hat den Direktvertrieb hochwertiger Früchte entdeckt – und nimmt 24 Euro für die Zehn-Kilogramm-Kiste Saftorangen. Neuerdings liegt immer ein Rezept bei, diesmal für Orangenkuchen. Seit kurzem bietet sie Führungen durch die Plantagen und Verkostungen an, serviert zur Begrüßung frisch gepressten Saft voller Aroma, verkauft während der Tour beim Stopp im Plantagenshop hausgemachte Zitrus-Marmeladen und merkt doch, wie lange es dauert, erfolgreich umzusteuern. Mehr als 150 Hektar bewirtschaftet ihre Familie im Land Valencia und in Andalusien. „Die Krux ist, dass du immer erst Bäume fällen musst, die eigentlich tragen, wenn du etwas anderes ausprobieren willst“, sagt sie. „Und dass du dann ein paar Jahre lang bewässert und düngst, bis du das erste Mal ernten kannst, und dass noch mehr Jahre ins Land gehen, bis die Ernte reichhaltig ist. Wenn denn alles klappt.“

Mit dem spontanen Umsteuern auf seltene Zitrusfrüchte vorbei an der Konkurrenz aus Übersee ist es also in der Plantagenwirtschaft nicht so einfach getan – so sehr Vicente Todolí inzwischen bewiesen hat, dass auch diese Sorten im hiesigen Klima gut gedeihen. Sie sind eine Chance für kleine und große Obstbauern, aber erst für übermorgen. Was sie bis dahin tun können? Pflanzen, gießen, härter mit den Grossisten verhandeln. Ihre Begeisterung für die großen Orangengärten teilen, die Plantagen öffnen, noch mehr auf Führungen für Urlauber oder Schulklassen setzen. Ihr größtes Glück ist aber ohnehin oft dieser Duft in der Blütezeit, dieser besondere Geschmack nach der Ernte.

Kann Vicente Todolí sich überhaupt eine Welt ohne Zitrusfrüchte vorstellen? „Das wäre zumindest gar nicht meine Welt.“ Er nimmt den Hut ab, bückt sich nach einer heruntergefallenen Bergamotte, schaut zu den Bäumen mit der Christo-Verpackung auf: „Das hier ist meine Welt, hier komme ich her.“

Von November bis April sind freitags und samstags zweistündige geführte Spaziergänge durch die Gärten der Todolí Citrus Fundació ([www.todolicitrusfundacio.org](http://www.todolicitrusfundacio.org)) in Palmera bei Gandia nach Voranmeldung möglich (20 Euro). Teresa Bover Arbona bietet täglich nach Voranmeldung Führungen für Gruppen über die Plantage Huerto Ribera in Carcaixent an (15 Euro; [www.naranjasribera.com](http://www.naranjasribera.com)). Beide verkaufen Zitrusfrüchte und Marmeladen über ihre Websites.

Wenn unten am Strand die letzten Sonnenstrahlen hinter den Dächern verschwunden sind, lohnt sich der Aufstieg ins Hotel Vis à Vis, das wie ein Ozeandampfer über der Bucht auf dem Berg liegt. Die Terrasse bietet mehr als nur Aperitivo-Kultur: Die spektakulärsten Sonnenuntergänge bringen die Halbinsel Portobello zum Leuchten.



## Grüße aus Sestri Levante

Von Eva Reik

Die Kleinstadt an der Riviera di Levante in Ligurien hat gleich zwei schöne Buchten. Und eine Altstadt, die entdeckt werden will.

Wandern an der ligurischen Küste ist beliebt. Überwindet man in Sestri Levante ein paar Höhenmeter, finden sich schöne, einfache Wege, immer wieder mit herrlichen Ausblicken bis zur Punta Manara. Deutsche Wanderer begegnen einem oft in voller Montur, Italienerinnen schaffen den Weg in Flip-Flops.



In der „Citto Beach Bar“ trifft man sich morgens zum Kaffee und später zum Apéro. Zwischendurch und bis Sonnenuntergang gibt es das Postkartenpanorama der Baia di Silenzio, entspannte Lässigkeit und nach ein bisschen Wartezeit auch einen der begehrten Sitzplätze bei Antonio Vicino.



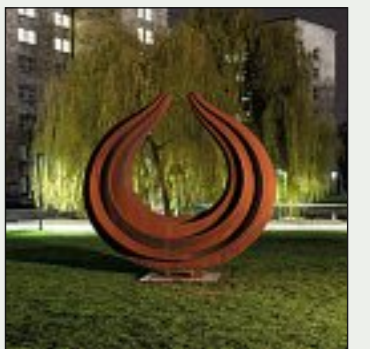
Nicht weit von der kleinen Fußgängerzone und der Piazza Aldo Moro (Wochenmarkt samstags) befindet sich die Olivenmühle Antico Frantoio di Carlo Bo. Von Mitte Oktober an kann man im Hof bei der Herstellung zusehen. Erst liefern die Bewohner mit Olivenbäumen, dann wird gepresst. Heraus kommen zwei kaltgepresste Öle: „Le due Baie“, das aus von Hand geernteten Oliven gewonnen wird, und „La Ginestra“.

Starten sollte man mit einer Farinata (ligurischer Pfannkuchen aus Kichererbsenmehl), aufhören mit einer Torta di Mele. Und dazwischen alles essen, was in der „Osteria Mattana“ vom Holzkohlegrill kommt, der das Lokal mit einfachen Holztischen und gekachelten Wänden in ein Vorne und ein Hinten teilt. Polpo alla brace zum Beispiel. Aber eigentlich ist jedes Fisch- und Fleischgericht es wert, probiert zu werden. Die beiden Chefs bleiben auch im größten Trubel gut gelaunt – und das seit 20 Jahren. Place to be.



Sestri Levante ist ein Ort mit zwei Buchten. An der Baia delle Favole, der Märchenbucht, knattert entlang der palmengesäumten Strandpromenade der Verkehr. Dahinter reiht sich die ganze italienische Spiaggia-Infrastruktur mit Bar, Bocciabahn, Eisdielen, Kiosk – und natürlich Liegestühlen.

## Frankfurter Allgemeine SELECTION



## Corno – Skulptur von Herbert Mehler

Ausgehend von den Corten-Stahl-Skulpturen, die in monumentaler Größe von 6 Meter auf dem Campus Westend der Goethe-Universität Frankfurt ausgestellt sind, hat der Künstler eine verkleinerte Version der Skulptur „Corno“ von 30 × 29 × 10 cm geschaffen, die exklusiv für die F.A.Z. Selection in einer limitierten Auflage von 12 signierten und nummerierten Exemplaren aus Eisen gegossen wurde.

„Corno“ (das Horn) steckt voller Energie und regt mit seiner nahezu kreisförmigen Gestalt, welche jedoch ein offenes Ende aufweist, zum Denken von verschiedenen Enden her an.

Die Skulptur wird mit dem Katalog Herbert Mehler – Wachstum, Körper, Raum – Dialog mit der Goethe-Universität Frankfurt, Verlag DIE GALERIE, versendet.

Sichern Sie sich Ihr „Corno“ zum Preis von 4.880 Euro inklusive Versandkosten.

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52

F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften und vielversprechenden Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Onlineshop!





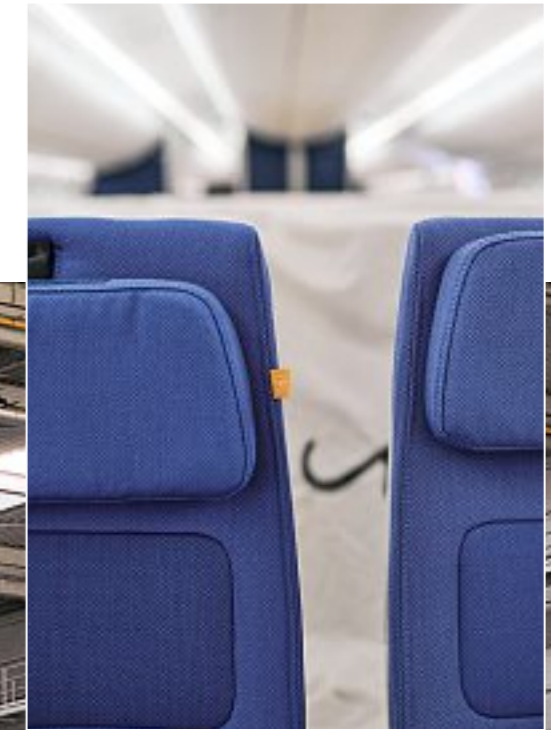
# Business as unusual

Von Holger Appel, Fotos Domenic Driessen

Die Lufthansa kauft Flugzeuge von asiatischen Airlines und rüstet sie in Frankfurt um. Fliegen werden sie nach Kanada und Amerika.



Schöner fliegen: In einer Halle am Frankfurter Flughafen wird eine Boeing auf das Erscheinungsbild der Lufthansa umgerüstet – mit der vertrauten Optik und Technik in Business Class (unten links), Economy und First Class.



Die angeblich grenzenlose Freiheit über den Wolken ist aus dem Takt. Das liegt vor allem am Coronavirus und am von Russland angeführten Krieg in der Ukraine. Die Folgen zu managen ist eine Herkulesaufgabe. In der eigentlich penibel auf ihr Markenimage achtenden Lufthansa fallen daher ungewöhnliche Entscheidungen, zu besichtigen auf Flügen von München nach Montreal und von Frankfurt nach Toronto oder Newark.

Auf diesen Strecken nämlich gibt es ein Novum zu erleben. Im Bestreben, möglichst schnell effizientere Flugzeuge in die Flotte zu bekommen, hat die Lufthansa vier zuvor von Philippine Airlines genutzte Langstreckenjets Airbus 350-900 an ihrer Basis in München aufgenommen. Die von 2018 an gebauten Flugzeuge waren nur sechs Monate im Einsatz – und standen seither herum.

Anfang September landete dann die erste Boeing 787-9 in Frankfurt. Das Modell, auch unter der Bezeichnung Dreamliner bekannt, ist eines von fünf, das für Hainan Airlines gebaut, an die asiatische Gesellschaft aber nie ausgeliefert wurde. Bei der Lufthansa wird mit einem Augenzwinkern von günstig erworbenen Tageszulassungen gesprochen.

In Frankfurt werden die Flugzeuge zunächst umgebaut, zeigen möchte die Lufthansa das

ursprüngliche Design nicht. Die Frauen und Männer der Lufthansa-Technik rüsten sie, so gut es eben geht und finanziell vertretbar ist, auf das Erscheinungsbild der deutschen Fluggesellschaft um. Sechs Wochen lang nehmen die Monteure Sitze, Toiletten und Böden auseinander. Die im Original eher nach S-Bahn aussehenden Sitze bekommen frische Bezüge, der Boden wird mit Teppich in elegantem Dunkelblau ausgekleidet, die Trennwände werden neu bezogen (zur Vermeidung von Blasenbildung unter Vakuum), Lufthansa-Logos werden angebracht. In den Waschräumen werden die fliederfarbenen Wände durch nach europäischen Maßstäben stilvolleres Grau ersetzt, stabile Haltegriffe werden montiert.

Es geht um Technik, aber auch um hiesiges Recht. Polster und Teppiche müssen die richtige Brandklasse erfüllen. Die Wasserversorgung folgt deutschem Wasserrecht. Entertainment-Angebot und Kopfhörer müssen EU-Normen entsprechen. Aus den Triebwerken wird das Öl abgelassen und durch im Konzern verwendetes Öl des Herstellers Mobil ersetzt. Jedes Bauteil im Triebwerk wird erfasst und bekommt eine hauseigene Teilenummer.

Die ersten so auf Lufthansa getrimmten Airbus sind schon im Einsatz, für die Boeing und ihre Piloten beginnt nach dem Umbau erst ein Trainingslauf innerhalb Deutschlands. Das erste

Flugzeug trägt die Kennung D-ABPA und den Taufnamen Berlin, das zweite fliegt mit der Kennung D-ABPD und dem Taufnamen Frankfurt. Von Herbst an sollen dann die Ziele des in Frankfurt stationierten Dreamliners die kanadische Metropole Toronto oder Newark im amerikanischen Bundesstaat New Jersey sein.

Die in der Fliegerei verpönte Hektik ist im Bestellprozess außer Kraft gesetzt, weil moderne Langstreckenjets kaum zu bekommen sind. Jedenfalls nicht rasch. Die Lufthansa wirbt mit einem Verbrauch von durchschnittlich 2,5 Litern Kerosin je Passagier und 100 Kilometern Flugstrecke. Das, so lässt das Unternehmen wissen, seien 30 Prozent weniger als bei den Vorgängermodellen. Und mit der asiatischen Liaison ist noch lange nicht Schluss. Nach dem Dreamliner ist vor dem Dreamliner – alles in allem will die Lufthansa-Gruppe mit ihren diversen Marken 32 Stück davon aufnehmen. Die folgenden 27 sollen von Anfang an ganz nach dem Geschmack der Lufthansa eingerichtet sein.

Damit nicht genug. In allen Lufthansa-Flugzeugen steht ein frisches Kabinenlayout an, Economy, Premium-Economy, Business und First Class bekommen ein neues Erscheinungsbild. Auch das hat was von Herkules: 31.000 Sitze werden gebaut und vom Frühjahr an ausgetauscht. ◀



## Ich bin gerne ein Anderer.



Er war „Tatort“-Kommissar und „Bella Block“-Assistent Jan Martensen im Fernsehen, spielte Hochstapler, Neonazis und den Komiker Hape Kerkeling fürs Kino: Schauspieler **David Striesow** ist bekannt für seine vielseitigen Rollen. Nun stand er für eine Literaturverfilmung vor der Kamera: Im Kriegsdrama „Im Westen nichts Neues“ ist der Neun- und vierzigjährige als General Friedrichs zu sehen. In einer Zeit wie dieser, sagt Striesow, findet er den Film besonders relevant. „Ich habe das Gefühl, dass in Deutschland oft zu wenig getan wird, um eine Haltung gegen Faschismus zu entwickeln.“ Der Film läuft am 29. September in den Kinos an, vom 28. Oktober an ist er auf Netflix zu sehen.

**Was essen Sie zum Frühstück?**  
Unterschiedlich. An Trainingstagen esse ich eiweißlastige Sachen wie Skyr oder Magertopfen, mit Früchten. Meine Frau macht außerdem jeden Morgen einen Smoothie, und zwar jeden Morgen einen anderen. Das schmeckt wahnsinnig gut. Wenn ich nicht trainiere, frühstücke ich gern Sauerteigbrot. Ich liebe Frühstück als Familienzeit.

**Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?**  
Ich kaufe ungern ein. Aber ich fasse gerne Sachen an und gehe gerne in Läden, manchmal verfall ich sogar einer Schaufensterpuppe, wenn mir ein Teil gut gefällt. Was ich nicht mag: online shoppen.

**Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?**  
Ein Parka von G-Star. Ich habe mit dem Regisseur Jürgen Gosch zusammengearbeitet, der ist jetzt schon zehn Jahre tot. Und das war bestimmt noch mal zehn Jahre davor. Er sprach mich damals auf den Parka an – den hab ich jetzt also bestimmt schon 20 Jahre. Und den trage ich immer noch.

**Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?**  
Ich schreibe alles handschriftlich. Hier sind mein Kalender, mein Kugelschreiber und mein Füllfederhalter. Ich schreibe ausschließlich mit der Hand, weil ich beim Tippen so langsam bin. Sogar die Manuskripte für mein Buch habe ich handschriftlich verfasst.

**Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?**  
Da gibt es mehrere. Am meisten geprägt, weil ich es sehr früh gelesen habe, hat mich „Nackt unter Wölfen“ von Bruno Apitz. Ich lag krank im Bett, und dieses Buch hat mich sehr beeindruckt. Später hat mich „Der erste Sohn“ von Philipp Meyer beeindruckt und zuletzt „Der Sucher“ von Tana French – obwohl ich sonst kein Krimifan bin.

**Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?**  
Mein Ritual: Ich bringe morgens meinen Sohn zur Kita und gehe hinterher zur Trafik und kaufe mir den „Standard“. Den lese ich, wenn ich es schaffe, ganz durch.

**Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?**  
Oh, in Smalltalk bin ich ganz schlecht. Am ehesten noch Ernährung und Sport.

**Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?**  
Manchmal werde ich innerlich schon ganz wütend, wenn ich merke: Das ist jetzt nicht dein Ernst! Du wirst jetzt nicht rührselig, weil Hollywood das will! Das passiert mir schon. Ich bin sehr leicht zum Heulen zu bringen. Ich will jetzt nicht sagen: „Im Westen nichts Neues“, aber da habe ich tatsächlich auch geweint. Und bei „König der Löwen“.

**Sind Sie abergläubisch?**  
Teilweise. Eigentlich versuche ich es mir zu verbieten. Vom Theater kommend, hat sich da aber doch etwas verwurzelt. Ich pfeife nicht im Theater, gehe nicht auf die Bühne mit einer privaten Mütze. Und ich habe Rituale, bevor ich auf die Bühne gehe.

**Worüber können Sie lachen?**  
Über Slapstick. Auch im Alltag. Wenn jemand auf der Rolltreppe fällt, muss ich lachen – auch wenn es mir leidtut. In der Tragik liegt der Humor. Man kann und muss über alles lachen, sonst kann man's nicht verarbeiten. Wenn man zum Lachen in den Keller geht, ist das verklemmt und bringt nichts.

**Ihr Lieblingsvorname?**  
Alle Vornamen meiner Kinder. Die verrate ich aber nicht.

**Machen Sie eine Mittagspause?**  
Ja. Wenn ich nicht einen Augenblick die Beine hochlege, wird der Rest des Tages echt anstrengend. Ein paar Minuten Auszeit reichen da.

**In welchem Land würden Sie gerne leben?**  
Ich lebe in diesen Ländern schon: Österreich und Deutschland.

**Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?**  
Hafermilch.

**Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?**  
In der Stadt bin ich nur mit dem Rad unterwegs, das Auto steht in einer Garage. Aber wenn wir auf dem Land unterwegs sind, geht es nicht ohne Auto, leider.

**Was ist Ihr größtes Talent?**  
Ich kann nur Schauspieler sein. Mehr kann ich nicht. Ich bin gerne ein Anderer.

**Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?**  
Mir ab und zu eine Zigarette anstecken. Ich begründe das immer so: Bei meinem ersten Drehtag als Hape Kerkeling, als der ich rauchen musste, hatte ich einen Tschick-Flash, so nennt man das hier in Österreich. Es ging mir so schlecht, ich hatte wirklich eine Nahtoderfahrung. Damit mir das nie mehr passiert, rauche ich manchmal eine – und bereue es hinterher sofort.

**Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?**  
Dschingis Khan, wenn er gerade kommunikativ und friedlich gesinnt ist.

**Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?**  
Ja, meinen sehr auffälligen Ehering, gold, mit blauem Stein und wunderschön, und meine mechanische Uhr, die ich jeden Morgen aufziehe.

**Haben Sie einen Lieblingsduft?**  
Bleu de Chanel.

**Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?**  
Eine Ferienlagererinnerung: Ich war vielleicht zwölf, damals war noch Ost und West, und da kamen Die Ärzte gerade hoch. Wir haben eine Band gegründet, ohne Instrumente spielen zu können, und haben „Buddy Holly's Brille“ rauf und runter gehört und dazu Luftgitarre gespielt. Als das Lied dann abends in der Ferienlager-Disko lief, sind wir ausgerastet.

**Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?**  
Panic! at the Disco in Berlin. Das war irgendwann vor Corona.

**Was fehlt Ihnen zum Glück?**  
Komisch, man hat so viel, aber richtig glücklich ist keiner. Mir gehen die Entwicklungen auf der Welt ziemlich an die Nieren, das fängt beim Klima an und hört beim Krieg auf. Zum Glück fehlt mir, dass Menschen keine adäquaten Lösungen dafür finden. Sie müssen die Erfahrungen immer erst selbst machen. Das ist immer nur Krisenmanagement, nie Prävention.

**Was trinken Sie zum Abendessen?**  
Nichts. Ich versuche, zwei Stunden vor dem Schlafengehen nichts mehr zu trinken.

**Aufgezeichnet von Johanna Dürrolch.**



CLOUD 7 BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE  
FLAGSHIPS: KANTSTR. 17 LIVING BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRÜFFER STR. 9  
DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG  
HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN  
HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

**Bretz**  
TRUE CHARACTERS



**CELINE**